

**Oldenburger Universitätsreden**

**Nr. 84**

Rolf Rentorff  
Aron R. Bodenheimer

**Jüdische Studien  
an der  
Carl von Ossietzky Universität  
Oldenburg**

Reden und Ansprachen  
zur Eröffnung des Studiengangs



## VORWORT

„Die großen Traditionen des Judentums haben unsere abendländische Kultur und Religion, haben also unsere Traditionen viel stärker und mit tieferreichenden Wirkungen geprägt als vielen von uns bewußt ist.“ Daran erinnert Professor Rolf Rentorff in seinem Vortrag zur Eröffnung des Studienganges „Jüdische Studien“ und belegt eindrucksvoll, wie weit auch in die Hochschulen hinein diese Abwesenheit von Wissen reicht.

Das Nicht-zur-Kennntnis-nehmen einer jüdischen Kultur nachchristlicher Zeit hat eine Geschichte, in der sich Unkenntnis über „Hören-sagen“ zur Vermutung, schließlich zum Verdacht wandelte. Die christliche Theologie an den Universitäten hatte an der Verdrängung gewißlich Anteil, vielleicht aus Angst um den Verlust der eigenen Sicherheit. Die Judaistik als neuzeitliche Disziplin zur Erforschung von Bibel, Thora und Midrasch vermochte und vermag diese Wissenslücken genausowenig zu schließen, wie die neutestamentarische Exegese geeignet wäre, ein Bild protestantischer Kultur des 19. Jahrhunderts zu vermitteln. Der Studiengang sollte also mehr sein als Judaistik und sein Gegenstand auch Literatur, Philosophie, Geschichte, Politik umfassen, jeweils unter dem Blickwinkel, wie sie das jüdische Leben prägte und prägt, jüdisches Bewußtsein herstellt und auch das Wissen des Juden.

„Was der Jude weiß und was er nicht wissen kann“ ist die von Professor Aron Bodenheimer wiederholt akzentuierte Eingangformel in seinem Vortrag über den jüdischen Witz. Dies könnte so etwas sein wie eine Einführungsvorlesung in das Thema. Letztlich geht es auch darum, was auch wir als Nichtjuden nicht wissen können. Bodenheimer vermißt den jüdischen Witz im Veranstaltungsprogramm des Studienganges.

Ein Witz? Oder führt uns bereits der Begriff in die Irre einer Trias von Witz und Wissen und Wissenschaft?

Die breite Unterstützung, die die Jüdischen Studien beim Ministerium, bei Universitätsleitung und Fachbereichen und der Oldenburger Gemeinde gefunden haben, wird mit den Grußworten von Ministerin Helga Schuchardt, Präsident Michael Daxner, Dekan Rüdiger Meyenberg und der Oldenburger Rabbinerin Bea Wyler dokumentiert.

Daß Jüdische Studien in Oldenburg fachbereichsübergreifend auf- und ausgebaut werden sollten, ist noch ein Stück überzeugender geworden.

Oldenburg, im September 1996

Hermann Havekost  
Friedrich W. Busch

## RÜDIGER MEYENBERG

### *Begrüßung*

Sehr geehrter Herr Präsident,  
sehr verehrte Gäste,  
liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich begrüße Sie heute als Dekan des Fachbereichs Sozialwissenschaften sehr herzlich. Ich freue mich, daß Sie unserer Einladung so zahlreich gefolgt sind. Immerhin gibt es ja auch einen erfreulichen Anlaß. Wir wollen heute einen Studiengang feierlich eröffnen, den es in dieser Form in der Bundesrepublik Deutschland - ich beklage es - immer noch zu wenig gibt.

Die Einrichtung eines Magister-Teilstudiengangs Jüdische Studien an der Carl von Ossietzky Universität ist einmalig, herausragend und beachtenswert; nicht nur, weil in diesem Land zur Zeit mehr die Tendenz besteht, Studiengänge einzustellen bzw. Mittel und Stellen zu kürzen, sondern weil wir mit der Einrichtung eines solchen Studienganges auch einen wichtigen Beitrag dazu leisten wollen, daß sich die schrecklichen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit nicht wiederholen können.

Als ich vor einigen Monaten das Amt des Dekans in diesem Fachbereich übernahm und fast zur selben Zeit die Genehmigung des Studienganges aus Hannover hier eintraf, habe ich mich sehr schnell daran gemacht, diesen Studiengang - obwohl fachbereichsübergreifend, weil ja interdisziplinär angelegt - im Kern in diesem Fachbereich zu implementieren. Die Frage nämlich, was aus dem Holocaust, den die Deutschen an den Juden der Welt begangen haben, für Konsequenzen zu ziehen sind, die Frage, was aus dem Geschehenen auch für das Zusammenleben der Menschen für die Praxis in Politik und Ge-

sellschaft zu lernen ist, ist im Kern eine sozialwissenschaftliche. Freilich darf und kann dies nicht bedeuten, daß sich andere Disziplinen mit dieser Fragestellung nicht beschäftigen sollten, im Gegenteil. Insbesondere wir Deutschen haben die Verpflichtung, uns mit der Vergangenheit und der systematischen Ausrottung der Juden durch Deutsche aktiv auseinanderzusetzen. Ich rege deshalb an, daß jeder Schüler, jede Schülerin während der Schulzeit mindestens einmal ein Konzentrationslager, eine Gedenkstätte, ein Denkmal, ja vielleicht sogar die Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem besuchen sollte.

Wie Sie wissen, meine Damen und Herren, sind antidemokratische Haltungen und Einstellungen - wie Antisemitismus, Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Nationalismus und Chauvinismus - als Potential immer dann leicht zu mobilisieren, wenn sie von Demagogen in geistiger und materieller Krisensituation an den Mann oder an die Frau gebracht werden können. Vor 1933 bereiteten ja Arbeitslosigkeit, wirtschaftliche Konkurrenzangst, Antisemitismus, nationalistische und konservative Parolen, kulturelle Intoleranz, soziale Not verbunden mit der Propagierung pseudo-wissenschaftlicher und religiös motivierter Heilslehren den Boden, der dann von den Nationalsozialisten politisch instrumentalisiert und in Gewalt umgesetzt werden konnte.

Wenn man aus dem Geschehen lernen will, ergibt sich die Konsequenz von selbst. Es kommt heute mehr als bisher darauf an, dieses sich selbst aktivierende Klima eines dumpfen und zu erhöhter Gewaltbereitschaft ermunternden Neokonservatismus gar nicht erst entstehen zu lassen. Wir haben doch schmerzlich lernen müssen, daß Freiheit, Menschenwürde und Demokratie verlorengehen können, wenn man den totalitären Tendenzen nicht rechtzeitig und entschlossen genug entgegentritt. Das ist doch die zentrale Lehre für die Gegenwart. Und auch auf die intellektuellen Wegbereiter solcher Strömungen, deren Gefähr-

lichkeit schon die Weimarer Zeit unterschätzt hatte, sollte besonders geachtet werden.

In seinen Lebenserinnerungen, so lese ich bei unserem Kollegen Kurt Nemitz in einem Vortrag, den er vor kurzem in dem Heinrich Grüber-Kolloquium in Berlin gehalten hat, hat Carl Zuckmayer in unnachahmlicher Weise beschrieben, wie er und seine Freunde in letzter Stunde versuchten, das heraufziehende Unheil abzuwenden. Er schreibt: „Wir, die wir berufen gewesen wären, der Bedrohung rechtzeitig entgegenzutreten, haben zu lange gezögert.“ „Zu wenig und zu spät“, das war sein hartes Urteil über die verzweifelten Versuche zur Rettung der Republik.

Meine Damen und Herren, ein ‘Zu wenig’ und ein ‘Zu spät’ darf es nie mehr geben. Auch hier ist Politik gefragt, die meines Erachtens heute zu wenig Anstrengungen unternimmt, die Dauerarbeitslosigkeit, insbesondere die der Jugendlichen, zu überwinden, denn die mit ihr verbundene Atmosphäre der Perspektive- und Hoffnungslosigkeit stellt doch eine der gefährlichsten Quellen antidemokratischer Gewaltbereitschaft dar.

Als Demokraten wachsam zu sein, aus dem Geschehenen zu lernen und bei der Verteidigung bzw. manchmal auch erst Herstellung von Freiheit und Menschenwürde rechtzeitig gemeinsam und entschlossen zu handeln, das ist aus meiner Sicht die zentrale Botschaft, die die Institutionalisierung eines Studiengangs Jüdische Studien im Fachbereich Sozialwissenschaften bedeutet.

Ich möchte nicht schließen, bevor ich jenen besonders danke, die sich um die Einrichtung dieses Studiengangs im Fachbereich besonders verdient gemacht haben. Es sind dies an der Spitze Präsident Michael Daxner in seinem nie nachlassenden Eifer, auch ein solches Werk zu vollenden; mein Amtsvorgänger Professor Armin Lewaldt, der Vorsitzende der Studienkommission Jüdische Studien Professor Friedeman Golka

sowie der amtierende Institutsleiter Professor Werner Boldt. Allen rufe ich ein herzliches Dankeschön zu.

Ich wünsche uns allen einen schönen Tag mit viel Nachdenklichkeit, vielleicht auch mit neuen Einsichten. Alles Gute. Shalom.

### **Grußbotschaft des Verbandes der Judaisten in der Bundesrepublik**

Sehr geehrter Herr Präsident,

anlässlich der Eröffnung des Studiengangs Jüdische Studien an Ihrer Universität am 8. Dezember 1995 bitten wir Sie, der Festversammlung folgenden Gruß zu übermitteln:

Der Verband der Judaisten in der Bundesrepublik Deutschland begrüßt die Einrichtung eines Studienganges, der der Vermittlung von Kenntnissen über das Judentum dienen soll. Wir wünschen dem Programm viel Erfolg und verbinden dies mit dem Wunsch, daß sich damit judaistische Forschung und Lehre im akademischen Leben der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg dauerhaft etablieren möge.

Wir erlauben uns, Ihnen in der Anlage eine vor Jahren von unserem Verband erstellte Übersicht „Judaistik in Deutschland“ zu schicken und bitten Sie, dem Verband den Studienplan bzw. die Studien- und Prüfungsordnung des neuen Studienganges übersenden zu lassen, so daß dieser gegebenenfalls bei einer Neuauflage der Broschüre auch berücksichtigt werden kann.

Mit freundlichen Grüßen  
Für den Vorstand  
Prof. Dr. Margarete Schlüter

## MICHAEL DAXNER

### *Begrüßung*

Frau Ministerin,  
Herr Dekan, Herr Rentorff, Herr Bodenheimer,  
meine Damen und Herren,  
liebe Kolleginnen und Kollegen,

auch wenn ich mich selbst heute reich beschenkt fühle - der Präsident spielt bei der Eröffnung eines neuen Studienganges zu recht die zweite und nicht die erste Geige -, der Studiengang kann und muß in einem Fachbereich geführt werden, und dort ist er auch gut aufgehoben.

Meine Begrüßung wird nur ganz kurz in Erinnerung rufen, wie es zu diesem Studiengang gekommen ist. Die Vorstellung, daß es einen solchen geben müßte, die hatte ich schon als Professor in Osnabrück, aber die Voraussetzungen dort waren vielleicht nicht ganz so günstig, wie sie in Oldenburg geworden sind. Und es war auch hier nicht leicht, und es wäre mir alleine nicht gelungen. Mein Dank gilt also zunächst all denen, die mich unterstützt haben und Überzeugungsarbeit geleistet haben.

Gerade an einem Freudentag tut es immer gut, sich auch Bitternisse in Erinnerung zu rufen. Als das Thema das erste Mal im Senat verhandelt wurde, sagte ein durchaus freundlicher Kollege: „Ja, warum denn Jüdische Studien, warum machen Sie denn keine christlichen Studien?“ Es war eine Beschämung auf meiner Seite. Es war eigentlich nichts dran, aber ein weiterer Kollege, der damals im Senat saß und der auch heute hier unter uns ist, hat sich spontan gemeldet und eigentlich viel besser begründet, als ich das hätte begründen können, warum an einer deutschen Universität, überhaupt an einer Universität,



die Tradition der Jüdischen Studien Bestandteil einer wissenschaftlichen Allgemeinbildung sein könnte und müßte. Die Diskussion hat sich verbreitert. Es hat immer mehr Interessenten gegeben. Wir haben einen langen Vorlauf gehabt. Er hat sich ausgezahlt.

Zu diesem Vorlauf gibt es einen zweiten Dank. Ich wende mich hier ausdrücklich an die Gasthörerinnen und Gasthörer, und Sie werden heute den Begriff 'Älteres Semester' durchaus als Kompliment und nicht als bildungspolitische Kritik empfinden. Gerade diese Gruppe hat die Vorstufe dieses Studiengangs mit so viel Loyalität und Freude begleitet und das Zusammenreffen von Menschen, die die Zeit zwischen 1933 und 1945 erlebt haben, die in unterschiedlichsten Perspektiven wahrgenommen haben, warum man über Judentum in Deutschland nicht ohne die Shoa zu erwähnen reden kann, diese Menschen haben eigentlich eine Brücke in die Öffentlichkeit geschlagen. Und wenn ich dem Dekan eine Ergänzung zur Seite geben kann, er hat die Jüdischen Studien in die Wissenschaft eingeführt, und als Vertreter dieser Universität kann ich sie der Öffentlichkeit übergeben, denn Wissenschaft ist ja eine Sache im öffentlichen Eigentum.

Ich habe noch einen weiteren Dank abzustatten. Frau Ministerin, Sie haben von Anfang an den Studiengang unterstützt. Ihr Haus hat ihn großzügig und angemessen ausgestattet. Sie und die Abgeordneten des Landtags haben sich von Anfang an eingesetzt. Ich freue mich ganz besonders, daß Frau Auerbach, die lange Jahre im Wissenschaftsausschuß unser Anliegen vertreten hat, heute hier ist. Und Herr Körner ist ein guter inhaltlicher Sachwalter des Studiengangs im Ministerium gewesen.

Vielleicht lassen Sie mich diesen Dank mit einer ganz kurzen Überlegung, die nicht in meinem Manuskript stehen kann, weil ich sie aus der Grußadresse des Verbandes der Judaisten angeregt empfinde, schließen.

Es gibt in Deutschland heute, auch im akademischen Bereich, eine große Breite der Möglichkeiten, etwas über das Judentum zu erfahren. Und das ist recht geschlossen bis um etwa 1810. Und dann löst sich das Wissen über das Judentum entweder in Disziplinen auf und findet sich dort residual einmal in der Politikwissenschaft, dann in der Geschichte, auch in der Soziologie, der Kunst, der Erziehungswissenschaft, wo auch immer Sie hinschauen. Natürlich auch in der Religionswissenschaft und in den theologischen Studien der christlichen Religionen. Aber es ist interessant, daß Jüdische Studien als Studien, die sich mit einer Lebendigkeit befassen, wissenschaftlich eigentlich recht unterentwickelt bei uns sind, ganz im Unterschied zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Und warum das so ist, ist eines unserer Themen.

Das Exil der Juden in den Vereinigten Staaten von Amerika hat doch ganz andere historische Grundlagen als das Leben der Juden nach 1945 in der Bundesrepublik Deutschland. Und diese Form des allgemeinen Verstandes, des allgemeinen aufgeklärten Verstandes, des Umgangs mit uns und mit anderen soll diesen Studiengang prägen. Ich wünsche dem Studiengang, allen Studierenden, allen Lehrenden, den hauptamtlichen, den Lehrbeauftragten, den Gastdozentinnen und -dozenten, daß dieser Studiengang blühen möge, daß er gedeihen möge, daß er auch die Menschen anziehen möchte, die vielleicht jetzt erst nur ein bißchen neugierig sind, daß er ein fester Bestandteil unseres Angebots wird. Ich freue mich mit Ihnen, und heute dürfen Sie sich auch mit mir freuen.



**ROLF RENTORFF**

## *Warum Jüdische Studien?*

*ad eymatai chajaw lilmod thor? ad jom moto.*  
Wie lange ist man verpflichtet, Thora zu lernen?  
Bis an das Ende des Lebens.

Diese Worte des Rabbi Moshe Ben Maimon, genannt Maimonides, stehen auf der Einladung zu unserer heutigen Veranstaltung. Damit ist eigentlich schon eine Antwort auf die Frage gegeben, die mir als Thema gestellt worden ist: Warum Jüdische Studien? Weil man verpflichtet ist, bis an das Ende des Lebens Thora zu lernen. Lernen heißt im jüdischen Sprachgebrauch nicht nur, zur Schule gehen oder in der Jeshiva studieren. Lernen ist ein lebenslanger Vorgang. Jedes Lesen in der Thora ist ein Teil dieses Lernens, wie es schon im ersten Psalm heißt: „Wohl dem, der Lust hat an der Thora Adonais und sinnt über seiner Thora Tag und Nacht.“ Oder mit der Übersetzung Martin Bubers: „Der Lust hat an seiner Weisung über seiner Weisung murmelt tages und nachts.“ Nicht nur über die Thora sinnen, sondern sie laut lesen, murmeln, damit sie immer wieder lebendig wird.

Aber wer ist verpflichtet, Thora zu lernen? Sind die Studenten im protestantischen Oldenburg verpflichtet, Thora zu lernen? Dürfen sie es überhaupt? Die rabbinische Tradition hat darauf unterschiedliche, ja sogar gegensätzliche Antworten gegeben. Im zweiten Jahrhundert sagte Rabbi Meir: ein Nichtjude, ein Goi, der sich mit der Thora beschäftigt, ist wie ein Hoherpriester. Er begründet das mit dem Wort aus Leviticus 18: „Der Mensch, der nach meinen Weisungen tut, wird dadurch leben.“ Und er fügt hinzu: der Mensch, nicht nur der Priester oder der

Levit oder der Israelit. Unmittelbar daneben steht aber im Talmud im Traktat Sannedrin das Wort des Rabbi Jochanan, der hundert Jahre später gelebt und gelehrt hat: „Ein Goi, der sich mit der Thora befaßt, verdient den Tod.“ Seine biblische Begründung stammt aus dem Deuteronomium: „Die Thora befahl Mose *uns* zum Erbteil, uns, nicht ihnen.“ Rabbi Jochanan hatte vielleicht schon die ersten Erfahrungen damit gemacht, was es heißt, wenn die Goim, vor allem also die Christen, sich die Thora aneignen, sie als die ihrige betrachten und dadurch versuchen, die Juden zu enterben und zu enteignen. Die Kirchengeschichte ist voll von solchen Enterbungstheorien, ja sie haben praktisch die Lehre der Kirche, der christlichen Kirchen bis in die letzten Jahrzehnte hinein bestimmt. Deshalb haben viele Juden durch die Jahrhunderte hindurch die Christen von der Thora fernhalten wollen. Wenn aber heute an einer Universität im hohen lutherischen Norden ein Studiengang Jüdische Studien eröffnet wird und wenn bei der Eröffnungsfeier jüdische Redner und sogar eine leibhaftige Rabbinerin mitwirken, dann hat sich offenbar etwas geändert.

Ich denke, das erste und wichtigste, was sich geändert hat, ist dies, daß die Initiatoren dieses Studiengangs den Gegenstand ihrer Studien nicht mehr als einen von den Juden enteigneten christlichen Besitz betrachten. Im Gegenteil, die Einführung Jüdischer Studien ist Ausdruck des Bewußtseins dafür, daß uns sonst etwas fehlen würde, was wir aus unserer eigenen kulturellen und religiösen Tradition nicht beisteuern können. Die großen Traditionen des Judentums haben unsere abendländische Kultur und Religion - nicht nur diese, aber sie sind heute unser Thema -, haben also unsere Traditionen viel stärker und mit tieferreichenden Wirkungen geprägt als vielen von uns bewußt ist.

Lassen Sie mich dazu eine kleine anekdotenhafte Episode erzählen: Vor einigen Jahren habe ich ein Seminar über Judentum und Christentum in der Spätantike gemeinsam mit einem

Kollegen veranstaltet, der ein international anerkannter Fachmann auf dem Gebiet der frühen Kirchengeschichte ist. Er glaubte mit guten Gründen, sich in der Kultur und Religionsgeschichte des Mittelmeerraumes in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bestens auszukennen. Als wir dann damit begannen, die frühe rabbinische Tradition zu behandeln, die insbesondere von einigen älteren Studenten präsentiert wurde, die in Israel studiert hatten, fiel mein Kollege von einem Stauen ins andere. Er versicherte mir immer wieder, wie überrascht und im Grunde beschämt er sei, im unmittelbaren Umkreis seines ureigensten Arbeitsgebietes auf so gewichtige und bedeutsame Traditionen zu stoßen, die er bis dahin bestenfalls vom Hörensagen gekannt hatte.

Ich denke, daß dieses Erlebnis typisch ist. Die jüdischen Traditionen sind in unserer christlich bestimmten Wahrnehmung der abendländischen Kultur weitgehend abwesend. Dies gilt auch für andere Bereiche der theologischen Wissenschaft, allen voran der Bibelwissenschaft. Ich muß dazu aus meiner eigenen Erfahrung sagen, daß ich während meines Studiums und meiner weiteren Lehr- und Wanderjahre bis zu einem Lehrstuhl für alttestamentliche Theologie, niemals mit so etwas wie Jüdischen Studien in ernsthafte Berührung gekommen bin. Es war und ist teilweise noch heute eine mehr oder weniger selbstverständliche Forderung, daß ein angehender Alttestamentler in den alten semitischen Sprachen beschlagen sein muß, möglichst mit einem gründlicheren Studium des Arkadischen, also der Sprache Assyriens und Babyloniens, dazu womöglich auch noch Altägyptisch studiert haben muß. Aber kaum jemand wird ihn jemals fragen, wie es mit seinen Kenntnissen des nachbiblischen Hebräisch steht. Das Hebräisch der Bibel wird als eine Sprache für sich betrachtet, abgeschlossen und in den gelehrten Werken der Grammatik und Lexikographie seit der Zeit des Humanismus verschlossen und versiegelt. Daran ändert auch die jetzt im Erscheinen begriffene 18. Auflage des hebräischen und aramäischen Wörterbuches von Wilhelm

Gesinius nichts; im Gegenteil, es ist höchst charakteristisch, daß es eben immer noch bei allen Veränderungen eine Neuauflage des zuerst 1810 oder 1812 erschienenen Wörterbuches ist. Auf andere Werke dieser Gattung einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es mag die Feststellung genügen, daß es bis heute kein wissenschaftliches Wörterbuch des ganzen Hebräisch in einer modernen europäischen Sprache gibt.

Warum ist das so? Die Antwort führt uns wieder auf den Ausgangspunkt zurück. Weil die hebräische Bibel in der christlichen Tradition nur noch als der erste Teil der christlichen Bibel, als das Alte Testament betrachtet wurde. Deshalb war nur seine christliche Auslegungs- und Rezeptionsgeschichte von Interesse, die jüdische blieb ausgeblendet und darum auch weitgehend unbekannt. Dies galt auch weiterhin, nachdem Martin Luther für die Kirchen der Reformation den hebräischen Urtext der Bibel wieder ans Licht gehoben hatte. Luther hat sich immer wieder mit Nachdruck für das Erlernen der hebräischen Sprache eingesetzt, wenn auch seine eigenen Kenntnisse des Hebräischen eher gering geblieben sind. So heißt es einmal in einer seiner Tischreden: „Die hebräische Sprache ist die allerbeste und reichste in Worten und rein, bettelt nicht, hat ihre eigene Farbe. Wenn ich jünger wäre, so wollte ich diese Sprache lernen, denn ohne sie kann man die Heilige Schrift nimmermehr recht verstehen, denn das Neue Testament, ob's wohl griechisch geschrieben ist, doch ist es voll von Hebraismus und hebräischer Art zu reden. Darum haben sie recht gesagt, die Hebräer trinken aus der Bornquelle, die Griechen aber aus den Wässerlin, die aus der Quelle fließen, die Lateinischen aber aus der Pfützen.“

Diese positive Wertung der hebräischen Sprache war ein großer Schritt vorwärts. Lange Zeit hatte in der Katholischen Kirche schon das Studium des Hebräischen als jüdische Häresie gegolten. Nun wurden Humanisten und Reformatoren - Luther eingeschlossen - als Judaicantis und Semijudäi tituliert, und

Reuchlin wurde sogar von seinem Schüler Johann Eck als Judenvatter bezeichnet. Gleichwohl haben aber Luther und viele seiner Zeitgenossen, wie selbst Erasmus, immer wieder vor der Gefahr gewarnt, daß zu viel Kenntnis des Hebräischen nur zur Verbreitung des Judentums unter den Christen führen würde. Luther hat Sebastian Münsters lateinische Bibelübersetzung von 1534/35 zwar wegen der philologischen Gelehrsamkeit bewundert, zugleich aber kritisiert, daß Münster Judaïsire, daß er zu sehr der Meinung der Rabbinen folge und schließlich darauf aus sei, daß man das Neue Testament verlieren solle. Hier zeigen sich sehr deutlich die Grenzen dessen, was mit der Reformation erreicht worden ist. Im übrigen sind Luthers Antijudaismus und dessen wüste Ausbrüche in seiner Spätzeit hinreichend bekannt, so daß wir darüber hier nicht noch reden müssen.

Im Grunde zeichnen sich schon in der Reformation zwei grundlegende Widerstände gegen eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Judentum ab, die bis in die jüngste Gegenwart hinein ihre Wirksamkeit nicht verloren haben: zum einen die Überzeugung, daß das sogenannte Alte Testament den Christen gehört und daß deshalb seine jüdische Auslegung für die Christen keine Bedeutung haben und darum auch nicht von Interesse sein kann; zum andern eine antijüdische Einstellung, die man terminologisch als Antijudaismus bezeichnen kann, die aber potentiell schon alle Elemente des späteren Antisemitismus enthält. Bei Luther ist auch schon erkennbar, daß und wie diese beiden Elemente sich miteinander verbinden und vermischen können. In seiner schon genannten Schrift von den Juden und ihren Lügen von 1543 stehen in den Ratschlägen an die Landesherren, die er dort gibt, unmittelbar nebeneinander: Verbrennung des Talmuds, Vogelfreiheit und Verbannung in Arbeitslager. Religiöse Intoleranz und körperliche Verfolgung gehören hier eng zusammen. Beide Auffassungen haben in unterschiedlicher Ausprägung und unterschiedlicher Intensität in den christlichen Kirchen bis in die Gegenwart hinein fortbe-



standen und tun es teilweise noch heute. Besonders die erste, daß theologisch betrachtet das Alte Testament den Christen gehört, wird heute noch an vielen theologischen Fakultäten in Deutschland und anderswo gelehrt. Auch die in den letzten Jahren erschienene Literatur stimmt nicht allzu hoffnungsfroh. Es gibt in den letzten Jahren eine Reihe von Büchern und Aufsätzen zum Thema einer Theologie des Alten Testaments oder einer biblischen Theologie, in denen die alten Positionen unverändert vertreten werden, daß die jüdische Bibel ihren eigentlichen, ihren ursprünglichen Sinn verloren habe und daß sie theologisch betrachtet nur vom Neuen Testament, und das heißt faktisch von der christlichen Theologie her interpretiert und gewürdigt werden könne.

Man wird zwar sagen können, daß offener Antijudaismus oder sogar Antisemitismus in solchen Publikationen selten ist, aber ich möchte die Frage umdrehen. Steht hinter solchen Äußerungen ein positives Verhältnis zum Judentum? Schärfer gefragt: Steht dahinter überhaupt eine tiefere Kenntnis des Judentums? Ist nicht in vielen Fällen der Blick auf das Judentum eingeschränkt auf das vorchristliche Judentum, weil das spätere dem christlichen Blick entschwunden ist? Damit sind wir wieder bei unserer Themenfrage: Warum Jüdische Studien? Diesmal kommt die Antwort von einer ganz anderen Seite, von der historisch-gesellschaftlichen. Wir brauchen Jüdische Studien zuerst und zumeist, um in unserer Gesellschaft eine bessere, vertiefte Kenntnis des Judentums zu erreichen. Das gilt keineswegs nur für die Kirchen. Und es ist heute in den Einleitungsworten auch schon deutlich geworden. Ich habe das jetzt aus der Geschichte und der gegenwärtigen Situation der Kirchen heraus entwickelt. Es gilt aber auch für die Gesellschaft im ganzen und ihre Mitglieder im einzelnen. Jüdische Studien haben nach meiner Sicht eine äußerst wichtige pädagogisch-politische Aufgabe. Jeder, der sich mit der Geschichte des Antisemitismus beschäftigt, wird sehr bald erkennen, daß eine der Hauptursachen für die Anfälligkeit für dieses Vorurteil

- ich möchte es dem hinzufügen, was der Herr Dekan Meyenberg vorhin gesagt hat -, die Unkenntnis ist, das Hörensagen, die pauschalen Verdächtigungen und Verleumdungen. Das einzige Mittel, das man dem entgegensetzen kann, ist Information, Bildung, um es altmodisch auszudrücken. Gewiß erreicht das immer nur wenige, aber es kann sich auswirken über Multiplikatoren, und darum ist die Universität einer der wichtigsten Plätze, um gegen solche Vorurteile anzugehen.

Das Institute of Jewish Studies, oder wie es in der englischen Version des Vorlesungsverzeichnisses der Hebräischen Universität heißt, der machondle madaä haja hadud, steht an der Spitze der Liste der Institute der Universität. Die Jüdischen Studien umfassen dort ein weit gespanntes Gebiet, von der Bibel über den Talmud, hebräische Literatur, hebräische Philosophie und Mystik, jüdische Geschichte, bis hin zum gegenwärtigen Judentum in allen Teilen der Welt, auch nach 1810. Wer die Studien- und Prüfungsordnung des Studienganges Jüdische Studien an der Universität Oldenburg kennt, könnte fast vermuten, daß ich daraus zitiert hätte. In der Tat ist das Spektrum dessen, was hier unter Jüdischen Studien erscheint, ähnlich weit gespannt wie an der Hebräischen Universität Jerusalem und natürlich an vielen Universitäten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Und das ist gewiß kein Zufall, sondern es zeigt, daß der Oldenburger Entwurf sich an dem orientiert hat, was heute im internationalen Rahmen üblich ist, wobei Jerusalem selbstverständlich die entscheidende Orientierungsgröße ist.

Für unsere Situation in Deutschland ist interessant, daß wir damit auch an frühere Traditionen der Wissenschaft des Judentums in unserem Lande anknüpfen können. Das Jüdische Lexikon von 1927 nennt ein ähnlich breites Spektrum für die Wissenschaft des Judentums. Außerdem ist bemerkenswert, daß dort das Gebiet dieser Wissenschaft ausdrücklich auf den nichtjüdischen Bereich ausgedehnt wird. Es werden nichtjüdi-

sche Organisationen und Zeitschriften aufgeführt, die für die jüdische Wissenschaft wichtig sind. Darunter befinden sich u.a. die Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft, die Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins, die Nachschlagewerke Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche und die Religion in Geschichte und Gegenwart, lauter rein protestantische Produkte, die aber eben aus diesem Blick, die Bibelwissenschaft zu berücksichtigen, vom Jüdischen Lexikon einbezogen werden. Ebenso werden natürlich ähnliche Publikationen aus anderen Ländern und in anderen Sprachen genannt. Die Breite des Spektrums erstreckt sich also nicht nur auf die Fachgebiete, sondern auch auf die Länder, Sprachen und Kulturen.

Ich möchte an dieser Stelle eine Zwischenbemerkung machen, die aktueller geworden ist als ich annehmen konnte durch die Botschaft des Verbandes der deutschen Judaisten. Die Botschaft hat mich zunächst überrascht, aber das ist ein spezielles Thema, auf das ich jetzt nicht näher eingehen will. Es gibt in jüngster Zeit in unserem Lande einen Streit über die Begriffe und die thematische Abgrenzung zwischen dem, was man Judaistik, und dem, was man Jüdische Studien nennt bzw. nennen will. Der Streit ist auch schon in die Presse hineingetragen worden. Es ist noch nicht lange her, daß eine ganze Seite in der *ZEIT* diesem Problem gewidmet wurde. Ich will mich in diesen Streit nicht einmischen, ich bin schon viel zu sehr persönlich involviert. Es geht mir um eine Klarstellung. Der Begriff Judaistik wird in der Regel für einen bestimmten Teilbereich dessen verwendet, was ich jetzt als Jüdische Studien umschrieben habe. Die Bibel selbst und die Geschichte der biblischen Zeit gehören nicht zu dem Teilbereich, was man Judaistik nennt, ebensowenig die Erscheinungsform des gegenwärtigen Judentums in Deutschland und in anderen Ländern, um nur zwei Teilgebiete zu nennen. Was im Mittelpunkt steht ist vielmehr die jüdische Auslegung der Bibel, vor allem die vielfältige Weiterführung ihrer Traditionen in der nachbiblischen Zeit in

Talmud und Midrasch und deren mittelalterliche Fortführung und Entfaltung. Dabei liegt das Schwergewicht auf dem Studium, dem intensiven Studium der hebräisch und aramäisch verfaßten Texte. Es handelt sich dabei also um eine hoch spezialisierte wissenschaftliche Disziplin, die erst ganz allmählich nach dem Zweiten Weltkrieg und der Shoa in Deutschland Fuß fassen konnte, und die nach ihrem eigenen Selbstverständnis auch jetzt nur an wenigen Stellen in unserem Lande angemessen betrieben wird. Dem gegenüber wird der Begriff Jüdische Studien jetzt mehr und mehr dort gebracht, wo sich das Interesse auf einen weiteren Bereich der jüdischen Geschichte, Tradition und Kultur richtet, nicht zuletzt unter Einbeziehung des neuzeitlichen und gegenwärtigen Judentums. Dabei tritt das Quellenstudium notwendigerweise in den Hintergrund, zumal das Lehr- und Forschungsinteresse ein durchaus anderes ist. Gewiß überschneiden sich beide Bereiche, vor allem immer wieder in den Personen derer, die sie betreiben und repräsentieren. Aber nach den jetzt üblich gewordenen Definitionen ist es ganz klar, daß hier in Oldenburg nicht angestrebt wird, Judaistik im beschriebenen Sinne zu betreiben. Die Jüdischen Studien werden dankbar von dem lernen, was im Bereich der Judaistik erarbeitet wird, und nach der Grußbotschaft ist das ja offenbar im allseitigen Interesse. Sie werden von dem lernen, sofern es in die hier behandelten Themen hineinreicht. Aber die Jüdischen Studien sind weit entfernt davon, der Judaistik Konkurrenz machen zu wollen.

Damit sind wir nun bei der hiesigen Aufgabe, Jüdische Studien zu lehren und zu studieren im Kontext anderer Fächer, die es mit der Gesellschaft und ihrer Kultur zu tun haben. Die Initiatoren gehören in den Bereich dessen, was man üblicherweise Theologie nennt, habe ich in meinem Vortragstext geschrieben, weil ich nicht wußte, daß der eigentliche Initiator der Präsident dieser Universität ist.

Die Grenzen zwischen den herkömmlichen Disziplinen werden oft fließend sein, und das ist gewiß gut so, denn es kann ja keineswegs darum gehen, ein neues Fach mit einem in sich abgeschlossenen Kanon von Wissensgegenständen zu schaffen, der sich womöglich dann nach außen hin abgrenzt. Vielmehr geht es darum, die Kenntnisse über das Judentum, seine Geschichte, Religion und Kultur so breit und tief wie in dem hier gesteckten Rahmen möglich zu vermitteln und sich dabei der Mitwirkung all derer zu versichern, die etwas dazu beitragen können. Sicher wird es auch für manchen Lehrenden eine reizvolle Aufgabe sein, das eigene Fachgebiet auszuweiten, um den hier gestellten Anforderungen gerecht zu werden.

Wenn man die Studien- und Prüfungsordnung studiert, dann zeigt sich, daß es auch für die Studierenden viele Auswahlmöglichkeiten gibt. Das wird diesen Studiengang gewiß für Personen mit ganz unterschiedlichen Interessen reizvoll machen. Wichtiger ist mir aber die Feststellung, welche Themen nicht der freien Wahl überlassen bleiben sollten, sondern zum erläßlichen Grundbestand gehören. Ich hebe zwei ganz unterschiedliche Themen heraus. An erster Stelle nenne ich die hebräische Sprache. In der vorhin kurz angedeuteten Diskussion über die Benennung und Inhalte der Fächer Judaistik und Jüdische Studien hat auch diese Frage eine Rolle gespielt. Das Mißtrauen vieler Judaisten ist, es könnte Leute geben, die moderne Jüdische Studien betreiben ohne überhaupt Hebräisch zu können. Ich will mich über die Berechtigung dieses Mißtrauens hier nicht weiter äußern. Es scheint mir aber sehr wichtig, daß in Oldenburg auch in einem Magisternebenfach ein Abschluß in Jüdischen Studien nicht möglich ist ohne den Nachweis von Kenntnissen der hebräischen Sprache. Ich möchte alle Studierenden nachdrücklich dazu ermuntern, diese Anforderung nicht nur als eine lästige Pflicht zu betrachten. Die hebräische Sprache ist in so hohem Maße ein Grundelement aller jüdischen Kultur und Religion, daß ihre Kenntnis viele Türen der Einsicht und des Verständnisses jüdischer Dinge öffnet. Dabei

sollten Sie sich im Blick auf biblisches und modernes Hebräisch nicht mit einem bloßen Entweder/Oder begnügen, selbst wenn die Prüfungsordnung das zuläßt. Die Wechselbeziehungen zwischen den beiden Hauptphasen des Hebräischen, der biblischen und der nachbiblischen, sind für das Verständnis des Ganzen von großer Bedeutung, so daß man jedenfalls die Grundprobleme dieser Entwicklung kennen sollte. Wenn ich dies sage, dann enthält das zugleich einen kollegialen Rat an die Lehrenden, diesen Gesichtspunkt zu bedenken und zu beachten, sofern es noch nötig sein sollte.

Ich nenne noch ein zweites Thema, das mir besonders wichtig ist und das auch schon mehr als angeklungen ist, die nicht zu den beliebig wählbaren oder vor allem nicht zu den abwählbaren gehören dürfen, den Antisemitismus. Wenn wir heute in Deutschland Jüdische Studien betreiben, dann sind es immer Jüdische Studien nach dem Holocaust, nach der Shoa. Wenn wir früher keine Jüdischen Studien betrieben haben, warum wir keine Jüdischen Studien betrieben haben und warum wir sie jetzt betreiben, das läßt sich nur begründen, indem wir die Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende alte antijüdische christliche Tradition bedenken und ihrem grundlegenden Beitrag zum Antisemitismus des 19. Jahrhunderts mit seinen mörderischen Folgen im 20. Jahrhundert genauer nachgehen. Und das ist keineswegs nur ein Thema für Theologen. In einem von Freiburger Historikern vor einer Reihe von Jahren herausgebrachten Band mit dem Titel „Die Juden als Minderheit in der Geschichte“ heißt es im Schlußkapitel: „Die eigentliche Kontinuität, die hinter der jahrtausendelangen Unterdrückung der Juden steckt, ist die Tatsache, daß die Europäer in ihrer überwältigenden Mehrheit überzeugte Christen waren. Die lang andauernde Judenfeindschaft in Deutschland ist ein Strang praktizierter Christlichkeit. Im Kern unserer abendländischen Kultur ist sie angesiedelt.“ Das Bewußtsein für diese Zusammenhänge muß präsent sein, wenn wir Jüdische Studien betreiben. Ich meine damit nicht, daß wir dies zum dominierenden Thema machen

sollten oder gar, wie uns gerne vorgeworfen wird, daß wir uns mit dem Judentum nur aus schlechtem Gewissen beschäftigen. Solche Argumente muß man nicht ernstnehmen, zumal sie meistens von Leuten gebraucht werden, die eine bequeme Begründung dafür suchen, warum sie sich selbst mit diesem Thema nicht beschäftigen. Aber Jüdische Studien in Deutschland sind heute kein Thema wie jedes andere und werden es auch sobald nicht werden.

All dies und vieles andere führt mich dazu, die Universität Oldenburg zu beglückwünschen, daß sie die in ihren eigenen Reihen und sogar vom Präsidenten entstandene Anregung verwirklicht und den Studiengang Jüdische Studien eingerichtet hat. Ich wünsche allen daran Beteiligten, den Lernenden und Lehrenden, daß sie gemeinsam und jeder für sich in die Weite und die Tiefe der Welt jüdischen Lebens und Denkens ein Stück weit eindringen und ihre dabei gewonnenen Einsichten und Erfahrungen weitergeben und für unsere Gesellschaft fruchtbar machen.

## ARON RONALD BODENHEIMER

*Was der Jude weiß.  
Und was er niemals wissen kann.<sup>1</sup>*

*Was der Jude weiß, das ist:* was ein jeder Jude immer nur für sich wissen kann, und es ist auch das, wozu er stehen kann: vor sich, vor seinesgleichen und vor denen außerhalb. Er steht zu seinem Judentum und verbirgt sich nicht hinter anonymem Schutz. Sein Judentum reflektieren, dies freilich tut nur der randständige Jude. Der sich für den völlig Getreuen hält, weiß sich in ihm aufgehoben. Dieser Getreue reflektiert nicht, er deutet aus und hält sich von allem fern, an dem er sich und sein Judentum messen könnte.

Daß es sich so verhält, *dies kann der Jude wissen. Was er nicht wissen kann:* daß ihm diese Eigenwilligkeit, dieser eigene Sinn und Eigensinn als Unberechenbarkeit ausgelegt wird. Damit aber hat er zu leben. Er verlöre etwas Besonderes von seinem Geist, man kann auch sagen: von seinem Wissen, gäbe er diese Eigenart preis; von seinem Wissen, welches in genauer Bedeutung seines Wortes, spezifisch sein **Witz** ist, seine Gewitztheit, die ihn auszeichnet, sein SSECHEL, sein CHEJN. Und deshalb, weil wir hier sogleich vor ein Element des Judentums gestellt sind, vor ein Stück seiner Wesenheit, will ich, beim Wort genommen, sogleich mit einem Thema beginnen, dessen Aufnahme in das so reichhaltige und sorgfältig vorbereitete Studienprogramm dieser Universität ich vermisse: *mit dem jüdischen Witz.*



Die besondere, scharfe, aber niemals böse Art von Witz, von Gewitztheit, von hintergründiger Wissendheit, macht etwas von der Essenz des jüdischen Lebens im Umgang der Leute miteinander, mit der Außenwelt, aber auch mit Gott aus, ohne die der Jude sich seine Welt nicht vorstellen, ohne die der Jude in dieser Welt auch nicht bestehen könnte. Wobei ausdrücklich von *Witz* die Rede ist. Scherz hingegen, Ulk oder Posse, woraus dieses Vorsichhingelächter wird, wie man's bei der Bierseeligkeit in manchem Ausschank, wohl auch zu Oldenburg nah der Weser findet, ist dem Juden fremd. Von ihm sagt der Tannaite Rabi Akiba in den PIRKEY AWOT, den Sprüchen der Väter, daß es zur Entsittlichung führe. Nein, Witz muß es sein, und zwar geistvoller Witz und scharfer dazu! - Wogegen jenes Verhalten, fern dem Witz, mit seiner Schärfe, welches man heilige Einfalt nennt, und das im Christentum, in getreulicher Auslegung des Christuswortes „Selig sind die Armen im Geiste“, so viel liebevolle Pflege bis fast in unsere Zeit, etwa in der Gestalt der Heiligen Theresa von Lisieux oder von Jean Marie Vianney, Pfarrer von Ars, diesem „erleuchteten Idioten“ (Walter Nigg) findet, von den Juden nicht gepflegt wird. Die nämlichen PIRKEY AWOT, Sprüche der Väter, dieses Frühwerk der MISCHNAH aus dem Zweiten nachchristlichen Jahrhundert, gehen so weit zu sagen, es könne ein 'AM HA'AREZ, ein Unwissender, ein nicht Lernbegieriger, kein Gerechter sein. Witz, hintergründig, aussagereich, von ihm her läßt vieles am Judentum sich begreifen, was sonst hinter arrogantem Mißverstehen liegen bleibt.

So finden wir denn Zeugnisse dieses wissenden Witzes schon in ganz alten, nämlich biblischen Quellen. Ich möchte Ihnen einen Beleg dessen sogleich vorstellen:

Der hier zu zitierende witzhafte Satz steht im Ersten Buch der Könige, 3,25. Sie wissen, worum es geht, wenn ich Ihnen diese Worte des eben gewählten königlichen Richters zitiere: „... Teilt das lebende Kind in zwei Teile und gebt eine Hälfte der einen (Mutter) und die zweite Hälfte der anderen.“

Das ist ein Witz - ein jüdischer Witz. Ein einmalig prächtiger dazu. Man muß, um zu begreifen, worum es geht, das Gesagte von dem Gemeinten - witz-gerecht - unterscheiden, auch *die* Gemeinten (Personen) in Rechnung ziehen, wie der Witz es stets fordert. Der Richterspruch Salomos zählt auf das Witzverständnis all derer, die ihn zu hören bekommen, auf deren *SS-SCHEL*. Ohne diesen geht der Sinn des königlichen Wortes verloren oder wendet dieses sich zum Bösen. Auch hat dieses Wahrwort des Königs es an sich, daß es, der Natur des Witzes gemäß, nur einmal so gesagt werden kann; beim zweiten Male ist es abgestanden, man winkt ab und ruft: Kenn' ich schon. - Vor allem gilt jedoch dies: daß alle, welche den Spruch des Königs hören, ihrerseits gewitzt sind. Daß mithin auch die Gerichtsbüttel jederzeit wissen, ihr Herr fällt niemals ein unmenschliches Urteil. Sein Wort wird nicht nur mit Witz gesagt, es hat ein Recht zu erwarten, daß es mit dem nämlichen witzigen Geist gehört wird. Stellen Sie sich vor, die Beamten des Königs wären etwa Polizisten in einem Diktaturstaat, wären gar SS-Leute gewesen: die hätten alles Recht auf ihrer Seite gehabt zu erklären: Der Richter hat befohlen zu zerschneiden, also zerschneiden wir. Das Wort des Königs ist ein Wort, es will wörtlich genommen werden, also befolgen wir es auch - und zwar wörtlich.

Deshalb: Der Weisheit des jüdischen Witzes entspricht es, daß Ja nicht Ja ist, Nein nicht Nein. Anders mithin, als die Bergpredigt es von der Rede fordert. Erst die eigene Zutat dessen, der hört, gibt vielmehr dem Wort seinen Geist ein. Der Sagende zählt auf die Hörenden.

*Dieses weiß der Jude.* Daß es jedoch so witzlose Leute gibt, die das Wort nicht weiter denken, als es selber führt, *das kann der Jude nicht wissen.* Und auch nicht, daß es Leute gibt, die eine solche Herausforderung zum Mit-, Weiter-, auch zum Gegen-denken als Zumutung erleben, als Zeichen von Verachtung gar.

Von daher meine These, daß, wer für den jüdischen Witz und, was dasselbe ist, für den jüdischen SSECHEL keinen Sinn hat, auch für das Judentum keinen Sinn aufbringt.

Sie wollen bitte nicht meinen, dies sei der einzige jüdische Witz, den das Alte Testament erzählt. Es gibt unzählige solche. Ich halte mich an wenige. Da Sie nun schon die Bibel in Händen haben, und da wir uns mit dem Thema jüdisches Wissen befassen, bitte ich, nach vorn zu blättern, bis Sie zum Buche Genesis kommen. Dort, im Kapitel 22, Satz 12, steht zu lesen: „... Lege deine Hand nicht an den Knaben und tu ihm ja nicht das Geringste an ...“

Diese Warnung kommt von jenem selben Gott, dem eben noch zugehört worden ist, daß er den Sohn seines ersten Getreuen, des Abraham, als Opfer anzunehmen vorhabe. Man hört oft den Abraham samt dessen Gott gescholten für diese Grausamkeit. Eine umfangreiche Literatur ist gegen diesen Urvater und dessen Kadavergehorsam zusammengestellt worden. Die so reden und schreiben, beweisen jedoch, sie haben keinen Sinn für den jüdischen Witz, für dessen Besonderheit. Sie sind zu dumpf dafür zu begreifen, daß hier von Anfang an eine Geschichte erzählt wird, nur um eines überzeugend und nichts als dieses eindrücklich vernehmbar zu machen: daß dieser Gott keine Menschenopfer will. Unter keinen Umständen. Der Witz, der dies verdeutlicht, folgt einer gebräuchlichen Witztechnik: er erzählt *e negatione*. Aus der Verneinung heraus läßt er seine Pointe, die PIONTE, wie der jüdische Witzerzähler diesen Höhepunkt schmunzelnd nennt, hervorkommen. Und ganz zu Ende erst, wie man meint, alles ist fertig und gesagt, dann erst läßt sich die Weisheit des Witzes hören. Und einzig um seines Ausganges willen wurde der Witz erzählt.<sup>2</sup>

---

2 Zu diesem Thema habe ich mit Herrn Prof. Peter von Matt, Zürich, eine einsichtfördernde Korrespondenz geführt, auf die ich, namentlich auf die Hintergründe der abweichenden Auffassung meines Briefpartners, an anderer Stelle einzugehen gedenke.

*Dies weiß der Jude.* Nicht kann er jedoch wissen, daß sein Gott selbst solches bisweilen unverzeihlich vergißt: das mit den Menschenopfern. Dann passiert Auschwitz. - Wissen aber sollte der Jude, und es nie vergessen, daß er, der Jude, Menschen nicht darbringen darf. Jigal Amir hat es vergessen, und mit ihm haben es noch einige, leider nicht wenige, sonst übersehen.

*Was der Jude ebenfalls nicht weiß, obgleich er es wissen könnte:* daß in der Darbringung, dem Opfer, *das* Ethos des Christentums liegt; daß es sich so verhält seit Jesu Kreuzestod bis heute. Und daß aus dieser Diskrepanz zwischen jüdischer und christlicher Auffassung so manches tödliche Mißverständnis gewachsen ist. Wenn man *dies* einmal erkannte und einsähe, das jüdische wie das christliche Ethos, dann würde in einem solchen Stück jüdischen und christlichen Wissens - und, daraus wachsend, der Anerkennung beider Auffassungsgrundformen - ein Ansatz zu nachhaltig wirksamem Verständnis zu finden sein.

Die Szenerie der AQEDA, der Opferung Isaaks, JIZ'HAQS - Sohn des Gelächters! - zeigt eines, was nicht übersehen werden sollte: Man muß den jüdischen Witz von hinten nach vorn anhören. Am Ende erst eröffnet sich in verblüffender Widersprüchlichkeit das, worauf es ankommt. So, der Witztechnik folgend, gelesen, weisen manche Erzählungen der jüdischen Bibel auf einen neuen Sinn: Das Ende zeigt das Wesen der Sache an und bringt dieses ins Bild. Nehmen Sie, dieser Anregung folgend, das Buch Ruth hervor, und es erschließt sich Ihnen - und uns Juden -, vorausgesetzt, wir hören nicht vor dem Ende des Textes mit Lesen auf, diese Pionte: Das Alte Testament kennt keinen Rassismus. Der prächtige jüdische Witz an der Erzählung von Ruth ist dieser: Die Urgroßmutter des David, des Helden seiner Zeit, als Sänger der Psalmen allezeit Tröster und als Stammvater des Messias bis heute Hoffnungsträger der Getreuen, diese Frau ist eine Moabiterin, eine Fremde. David ist ein MAMSER, gewissermaßen ein Bastard -

der Held, der König, der Dichter der Erbauungsgesänge! Das aber sagt erst der allerletzte Satz des Büchleins.

*Dies sollte der Jude wissen*, seit damals bis heute (und dieser Hinweis auf David ist ja keineswegs der einzige, man denke an die midjanitische Frau des Moses): daß fast immer das Beste von außen kommt; das Buch Ruth belegt es. Daß dies die Juden, namentlich diejenigen unter ihnen, die sich für die einzig Getreuen halten, *heute nicht mehr wissen* und so oft abfällig von SCHIGSSES reden, wenn sie die Nichtjüdinnen unter uns meinen, darin äußert sich eine unserer fatalen Entwicklungen.

Und da Sie doch die Bibel noch vor sich haben, und weil man dieses köstliche Buch nie so rasch aus den Händen legen sollte, bitte ich, weiter nach vorn - oder zurück, wie man es nimmt - zu gehen, bis ans Ende unserer Erschaffung als Menschen und bis an jenen Ort, an welchem dann die Eigenart unserer menschlichen Bestimmung, vermittelt eines köstlichen jüdischen Witzes, festgelegt wird, in einem einzigen hebräischen Wort: AJEKHAH.

Das Deutsche tut sich schwerer, wenn es diesen Text zu übersetzen hat; dann beansprucht es für diesen einen, ungemein schallintensiven Ruf drei Worte, und macht diesen Ruf in seiner expressiven Vielfalt und Vieldeutigkeit erst noch zu der viel plumperen Frage: Wo bist du?

AJEKHAH: Ein Witz - *bei Gott* ein Witz; bei diesem Gott, der seinem Geschöpf auf diese Weise zu bedenken gibt: Es ist nackt, und es kann, dieses Geschöpf, bisweilen *muß* es sich verbergen, um seine Blößen nicht nur zu decken, sondern sie zu erkennen und anzunehmen: dieses Mängelwesen Mensch.

Aber ein Witz bleibt sie doch, diese Frage, und was sich um sie herum und was sich aus ihr heraus entwickelt: Adam, wo bist du denn? - Welch hintergründige Tragik steckt in diesem Ruf, wie in jedem wahren Witz.

Und ein weiterer Hinweis auf die Witztechnik des Alten Testaments sei noch gegeben, da wir, um zu diesem letzten hier erwähnten Beispiel des an Witzen überreichen Buches zu kommen, nur eine einzige Seite in Genesis umblättern müssen. Und um zu zeigen, wie viel Wehmut im guten jüdischen Witz wartet. Wehmut der Weisheit.

Dieser Witz deutet auf das Spiel der Fragen; genau: auf die Obszönität, die sich immer aus der Gegenfrage vernehmen läßt, vorausgesetzt, man ist bereit, auf sie zu hören. Da fragt die himmlische Stimme (Genesis 4,9):

Wo ist dein Bruder HAVEL (Abel)?

Und die Antwort, schwebend und vieldeutig:

HASCHOMER A'HI ANOCHI - Bin ich etwa der Hüter meines Bruders?

Welch schrecklicher Fragedialog, der sich da hören läßt. Und zugleich, unter behutsamer Nutzung der Witztechnik, welche Fülle von Hinweisen, von Erkenntnissen, die sich hier auf tut!

Welche Fülle auch von Wissen, die sich mit diesen zwei Genesispassagen einstellen könnte; aber, wie der Witz es hält und pflegt, nicht mit dem Drohfinger, nicht in schulmeisterlicher Unterweisung, vielmehr in zwei Geschichten, oder Geschichtsepisoden, eingelegt dergestalt, daß nicht alles, was der Witz zu sagen hat, sich sogleich zum Gesagtwerden aufdrängt. Vielmehr bleibt das Wesentliche im Witz drin; es wirkt weiter, ungedeutet. Wir kennen dieses listige Spiel, das der Witz gern mit uns treibt und wofür wir ihn auch lieben: Stunden später, mit Vorzug tief in der Nacht, kommt ein verborgener Sinn hervor; dann weckst du deinen Schlafpartner, deine Partnerin mit einer Konvulsion von Gelächter, wenn sich unvermittelt eröffnet hat, was dem jüdischen Witz - dem *jüdischen Wissen* - vielfältig eignet: daß da nicht nur eine Pointe drinnen steckt, daß es vielmehr deren reichliche gibt, und eine wächst aus der anderen. Aber jede von ihnen läßt sich Zeit.

*Dies nämlich weiß der Jude:* Erkenntnis ist fatal, zu deutsch: schicksalhaft; namentlich wenn es um die Erkenntnis der Existenz, daraus sich ergebend: von Gut und Böse geht. Wie bei Adam. Wie bei Kajin. Gefährliches Terrain, wenn er Gut und Böse hinter sich läßt, *das weiß der Jude*. Nietzsche hat es nicht gewußt, wie das ist, wenn man jenseits davon gerät. Was aber auch *der Jude nicht wissen kann:* daß man um solcher Erkenntnis willen getötet wird, wenn man sie weiter gibt. Genesis gäbe es zu wissen - vor Nietzsche. Aber wer liest schon dieses alte Buch?

Und zu Kajin: *Der Jude weiß*, wenn er auf seinesgleichen, auf seinen Bruder angesprochen wird, den er sich aus dem Blick geschafft hat, dann muß er sich neue Verbindungen suchen, irrend und wandernd, NA' WANAD, nach dem Text des Satzes über Kajin, und seinem Schicksal nachjagen, längs und quer wandernd durch die Welt. *Was er oft nicht wissen will* und gern verleugnet: daß er erst auf dieser Wanderschaft, begriffen als Flucht vor dem Festgewurzeltsein, zu sich selber findet. Und damit durch die Erkenntnis hindurch zur Einsicht.

Ist das noch witzig? Schwer zu sagen, wo der Witz aufhört. Sicherlich nicht da, wo das Weinen beginnt. Jedenfalls, die Bibel erzählt mit Vorzug nach der Methode des Witzes; und mitnichten nur witzige Themen. Sie tut es auch dafür, daß sie auf diese Weise dem Grausamen, wo es hervorkommt - und es kommt oft hervor - noch ein Stück Menschlichkeit - nein, nicht abgewinnt, sondern eingibt. Und man kann dieses Schicksal der aufgenötigten Wanderschaft, diese Berufung nicht zur Selbstentfaltung, sondern zur Weltfindung auf Wanderwegen witzhaft interpretieren. Einer von den jüdischen Wanderern hat jüdische Bestimmung als menschlichen Lebenssinn gedeutet - und mit welcher Witzigkeit!

Beine hat uns zwei gegeben,  
 Gott der Herr, um fortzustreben.  
 Wollte nicht, daß an der Scholle unsre Menschheit  
 kleben solle.

Um ein Stillstandsknecht zu sein,  
Genügte uns ein einziges Bein.

So Heinrich Heine in der Nachlese, vom Todeslager in seiner Matratzengruft aus. Da ist er wehmütig witzig erst seines Dranges inne geworden - seiner menschlichen Natur, die von Gott als eine jüdische beschrieben worden ist, als es Juden noch nicht gab: in Genesis 4,12 und 14: NA' WANAD, wandelnd und flüchtig seinen Weg zu finden. Und Kajin findet nicht nach Hause.

In der Ferne aber, und von Gott geschützt, wächst Kajins Saat. Hier hört es sich nicht witzig an: bei der Beschreibung all des Guten, das aus der ersten Mordtat wird: bei den Nachkommen Kajins, JABAL, dem Viehbauern; JUWAL, dem Schöpfer der Musik; TUBAL-KAJIN, dem Kunstschmied und dessen Schwester NA'AMAH, das ist: die Liebenswerte.

Ja, hier hört der Witz auf. Oder setzt er sich fort in der Feststellung, daß aus dem Ermordeten, aus HAVEL, dem Nichtigen keine Frucht wächst? Wohl jedoch aus dem Bösen, wenn es, wie bei Kajin, seiner Bösartigkeit inne und dann aus dem Schlechten (RESCHA', bad, mal) zu dem Übeln (RA', evil, mauvais) wird?

Daß das Böse in sich schöpferisch wirkt, *solches weiß der Jude*, auch wenn er's sich oft nicht eingestehen mag.

Dies hat zwar mit Witz wohl wenig zu tun. Es ist aber doch ein Zeichen von hintergründiger Wissendheit, wenn man das Böse nicht einfach als das Teuflische in die Unterwelt versenkt, sondern ihm unter uns seinen Raum läßt. Möchten die Juden dieses jüdische Wissen annehmen und verbreiten!

Unzählige witzige oder witzhafte Stellen finden sich sonst noch in der Bibel; sie weisen von einer leider stets verleugneten Seite auf die Tiefe jenes Buches. Als würde diese Tiefe nicht aus solchen Passagen voller Witz ganz unerwartet weise aufscheinen.



Hier soll es aber mit diesen Hinweisen auf den Witzcharakter des Alten Testamentes sein Genügen haben.

Nicht jedoch mit dem Verweilen beim jüdischen Witz; deshalb noch nicht, weil sich daraus vieles Bedeutende an Einsichtsquellen in jüdisches Wesen und Wissen gleichsam beiläufig ergibt. Und noch aus dem Grund, der es mir am Platz erscheinen läßt, besonders hier in Deutschland, und in einem Kreise, der sich mit Ernst und Hingabe, einer noch immer unbeschreiblichen, nicht historisierbaren Vergangenheit eingedenk, mit jüdischen Studien zu beschäftigen anhebt. Nämlich um Ihnen zu zeigen, daß dennoch gilt, was Sie bedenken mögen: It's fun to be Jewish! Jude zu sein ist so reich, es ist aber auch in vielem so voll erbaulichen Witzes, daß ich die Gelegenheit, Ihren Studiengang einzuleiten, nützen möchte, um Sie auch von dem etwas fühlen zu lassen.

Dies geschehe sogleich anhand eines weiteren jüdischen Witzes. Ich berichte ihn, die köstliche Quelle „Rosinkess mit Mandlen“ (1931) von Immanuel Olsvanger zitierend, auf jiddisch, autographisch gemäß dem Text des Buches. Und absichtlich jiddisch, nicht ins Deutsche übersetzt, um Ihnen einen Eindruck von der Sangbarkeit und Ausdruckskraft dieser Sprache zu geben, die nicht ein Jargon ist, noch ein Idiom oder ein Dialekt, als Soziolekt nicht sinnvoll zu erfassen, sondern als eine reiche Sprache, eine springende, sprudelnde Quelle dichterischer Gestaltung. Hören Sie in diese Expressivität hinein, in das hier-, und nicht nur hierzulande oft ridikulierte, wo nicht verhöhlte Mauseln und Jüdeln, und es eröffnet sich Ihnen aus dem Zuhören ein weiterer Aspekt jüdischen Wissens und Wesens.

Nun denn, hier der Witz (der richtigerweise mit hebräischen Buchstaben vorgelegt werden müßte):

Der rebe (Rabbi) hat amol gedarft (gemusst) forn iber'n jam (übers Meer fahren), ober ess is nit gewen (gewesen) kejn schif. Hot der rebe ojssgreschprejt (ausgebreitet) sajn fatschejle

(Taschentuch, *fazzoletto*) un is ariber zuffuss iber'n jam af der fatschejle.

Ss' tajtsch, wi ken dass sajn?

Ot sesstu doch!

Worum es hier geht: Einer, ein CHOSSID (der deutschen Öffentlichkeit vertraut durch Buber), erzählt von seinem (Wunder-)Rebbe. Und während er berichtet, verwirklicht sich in ihm wundersam die vertraute These Kleists „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“, aber nicht nur der Gedanken, auch der Dinge und Begebnisse: Die berichtete Sache wird als glaubhafte, vorstellbare Sache zu der gegebenen Sache. Ich sage dir, der Rabbi hat auf seinem Taschentuch das Meer überquert. Es ist so, ist so *geworden*, während ich es sage; weil ich es sage. Zu dieser Materialisierung des Wortes ist das substantiierte Judentum der Diaspora besonders prädestiniert, weil es sich seine *materia* fortdauernd neu erschaffen muß. Boden, um bodenständig materiell drauf zu leben, besitzt es nicht, so setzt es sich seine Welt ins Wort. Aus *materia*, dem (Mutter-)Grund, wird es zu *sub-stantia*, dem Unterlegten, auf dem wir in Sicherheit stehen. Wort wird dem Juden Wirklichkeit, so wie schon sein Gott durch Worte Grundlagen der Welt erschaffen hat. Derart verschmelzen Wort, Sache, Tat dem Juden in eines. Der Name lautet dreimal DAWAR: für Wort wie Sache wie Tat. Daraus wachsen dem Juden seine utopischen Gebilde. Utopie aber ist in der Wahrheit drin. Sie hat Platz in der kargesten Wirklichkeit. Dadurch gewinnt dem Juden das Wort einen hohen Rang; so hoch, daß die heiligen Bücher mit geheiligten Worten drin nie weggeworfen werden, bis heute nicht, sondern entweder in der geweihten Erde eines jüdischen Friedhofes wie Menschen und neben diesen bestattet oder, wenn die Texte unleserlich geworden sind, für immer in einem gesonderten Raum, der GENISA niedergelegt bleiben. (Solche Kammern haben, da die Schriften dort unversehrt bewahrt wurden, für Gelehrte der Judaistik bedeutende Schätze geborgen; am berühmtesten ist die GENISA neben der alten

Synagoge in Kairo geworden, deren Inhalt bis ins Neunte nachchristliche Jahrhundert zurück gereicht hat, als ihre Schätze im 18. Jahrhundert entdeckt, im 19. Jahrhundert ausgewertet wurden.)

Unmerklich hat sich aus dem Anhören des Witz-Wortes eine Wendung zum **Wort** mehr allgemein ergeben: zur Stellung des Wortes beim Juden. Und wir erfahren: Das Festhalten am Wort birgt in sich eine besondere Verpflichtung. Deshalb soll der Jude weder fluchen noch schwören. *Das weiß der Jude*. Und aus diesem Grunde hat er die erhabenste Stunde des jüdischen Jahres, den abendlichen Beginn des Versöhnungstages, ausgesucht, um feierlich dreimal hintereinander vor versammelter Gemeinde zu erklären, daß alle Schwüre und Gelöbnisse null und nichtig seien, aufgelöst von dieser heiligen heutigen Stunde an bis zur nämlichen Stunde im kommenden Jahr.

Da dem Juden Worte heilig sind, weiß er, wie leicht Worte mißbraucht oder mißdeutet werden können. Man beschwört und kann es nicht halten. Also soll man nicht schwören. Hinzuzufügen ist, daß es auch noch auf- und abgenötigte Schwurworte gibt; besonders gefährlich waren solche im Mittelalter, durch welche die Juden zum Beschwören ihrer Taufe gezwungen worden waren. (Hierauf nimmt die Annullierung der Schwüre am Versöhnungs-Vorabend im besonderen Bezug.)

Schließlich ist dies auch die Stelle zu erwähnen, wie geläufig - in allen Sprachen, speziell aber im Hebräischen - die Urworte einen doppelten, nämlich einen Gegensinn kennen. Dieses Phänomen des antithetischen Doppelsinnes, die Beobachtung mithin, daß dasselbe Wort eine Sache und deren Gegenteil bedeuten kann, je nachdem, wann, wie, von und zu wem sie sich gesagt hört, und ob das Wort bezeichnet oder beruft, hat Freud ein langes Forscherleben hindurch beschäftigt.

Das Abschwören des Schwures in der Feierstunde des Versöhnungstages beginnt mit dem aramäischen Text KOL NIDRE (alle Schwüre...). Weil dieser so bedeutsam ist, hat er dem gan-

zen Vorabend seinen Namen mitgegeben, und die alte Melodie begleitet den Juden das ganze Jahr hindurch, als Memento gewissermaßen, um ihn zu mahnen: Laß dich nicht von deinen Worten fangen! Laß dich aber von deinem Worte tragen!

*Davon weiß der Jude*, daß er sich mit dem Wort befassen soll als dem göttlichen Element seines Lebens bis tief in den Alltag hinein. In seinen Gebeten und religiösen Gesängen findet er zahlreiche Verrätselungen der Worte: Homonyme, Palindrome, reichlich Akrosticha und Anagramme, sowie, als Besonderheit seiner Sprache, Rätsel über den Zahlenwert der Buchstaben gemäß deren Auftreten in der Reihe des Alphabets (GEMATRIA - von Geometrie - wird diese reich entwickelte Lehre genannt): all dies, um das Wort über dessen Aufgabe zur Namengebung hinaus genau zu beobachten, damit durch das Ausrufen seines geläufigen Wortsinnes allein das Wort nicht geschmährt werde. Man bleibt beim Wort und meint längst etwas anderes als andere meinen.

*Nicht hat der Jude wissen können*, daß ihm diese hoch entwickelte Pflege des Wortes, seine Behutsamkeit im Umgang mit diesem, die Gleichstellung der Sache mit ihrem Namen, als Lügenhaftigkeit ausgelegt wird; selbst, wie man weiß, durch Martin Luther („Von den Juden und ihren Lügen“). Und dies, obgleich dieselbe Ermahnung in der Bergpredigt gegeben ist. Dabei macht der Jude sich sein Leben selbst schwer genug durch die Peinlichkeit, die Akribie, mit der er das Wort, insonderheit wenn es in einer biblischen oder talmudischen Schrift erscheint, auf dessen Gründe und Hintergründe abtastet; wenn er aus Wortgebilden Vorschriften und Verhaltensanweisungen macht, die manchmal eine Schärfe und Verbindlichkeit annehmen, mit der schwer zu leben ist - will sagen: die für nichts anderes mehr Raum im Leben läßt als für die Beobachtung und genaue Befolgung dieser Anweisungen. Buchstabengläubigkeit statt Tiefe der Ergebung. So wird das von außen gesehen.

Man kann alledem auch seine witzigen Seiten abgewinnen. Der Dialog über die Wunder, welche der Rebbe vollbringt, sollte ein Schlaglicht darauf werfen, wie der Jude im Raum seiner Wortgebilde, der Konkretisierung von Abstraktionen, leben und sich ein Märchenreich schaffen kann, welches weit über den Bereich der Allegorisierung hinaus weist. Wie kann das sein? - Du siehst doch. - Danach gibst du dich geschlagen. Du wirst dich doch nicht etwa entblößen, entblöden, zu antworten: Nein, ich sehe nicht...

Dies alles läßt der Witz ahnen. Weshalb ich nicht an mich halte, Ihnen anhand eines letzten Witzes - eines sehr jüdischen Witzes - noch einige Hinweise darauf zu geben, was jüdische Weisheit, angeregt durch jüdisches Wissen, dargestellt im jüdischen Witz für die jüdische Gesellschaft bedeutet. Der Witz, mit dem ich dies zu erläutern gedenke, stellt zugleich eine besondere Gattung von jüdischem Weisen vor: *den Schnorrer*.

Auch deshalb wird der Witz hier berichtet. Er findet sich schon von Freud in seinem Buch „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten“ (1905) erzählt und kommentiert. Ich will ihn etwas anders vorbringen, als er dort steht - schon deshalb, weil ich zu Freuds Bemerkung, an diesem Witz sei „nur das Beiwerk jüdisch“ mit Bedauern sagen muß: Hier irrt Freud, oder er greift zu kurz. Weshalb sollte Freud nicht auch mal irren dürfen? Ich höre diesen Witz jedenfalls anders oder weiter weisend, als Freud ihn hört. Aber zunächst der Witz.

Ein Schnorrer kommt zu Rothschild, dem Inbegriff des reichen, jedoch trotz der Noblesse seines Besitzes seiner jüdischen Zugehörigkeit stets verbundenen Millionär, und verlangt hundert Franken. Die bekommt er. Als bald geht Rothschild zum Mittagessen in sein gewohntes feines Restaurant. Wen sieht er dort zuvorderst sitzen? - Den Schnorrer, und der ist eben daran, eine Portion Lachs mit Mayonnaise zu genießen. Rothschild, wie er das sieht, kann sich nicht enthalten zu fra-

gen: Dafür hab' ich Ihnen hundert Franken gegeben, daß Sie jetzt hier Lachs mit Mayonnaise essen? -

Worauf der Schnorrer sagt: Ich versteh' schon nichts, wenn ich kein Geld nicht habe, kann ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise; hab ich aber Geld, so darf ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise. Wann also soll ich essen Lachs mit Mayonnaise?

Das Wesentliche an diesem Witz sieht Freud, nebst anderem, in der Ablenkung des Gedankenganges von einer Sache auf die andere - von „dürfen“ auf „Lachs mit Mayonnaise“. Gewiß, das trifft zu, und es ist in der Kommentierung des vorher berichteten Witzes auf die besondere jüdische Fähigkeit zu solchen Operationen mit der Wortbedeutung hingewiesen worden: auf die Fähigkeit, durch das Spiel der Worte und ihrer Wirkung über die nachweisbare Realität hinaus eine eigene Art von Wahrheit zu erzeugen. - Hier jedoch gewinnt, meine ich, noch ein anderes Motiv, ein spezifisch jüdisches, die erheblichere Bedeutung. Es geht dieses die besondere, unantastbare Würde des Juden an - *jedes* Juden, und auch, ja erst recht dann, wenn er ein Schnorrer ist. Just in seiner Armut wahrt nicht nur, sondern repräsentiert der Schnorrer diese Würde, die wünscht er beachtet und anerkannt zu wissen. Ich möchte es, provokativ aber wohlwogen, das Shylock-Motiv nennen. Weshalb und wozu beharrt Shakespeares Jude von Venedig darauf, bei seinem Schuldner das vertraglich ihm zustehende Pfund Fleisch einzufordern? -

Ich will den Schein, nichts gegen meinen Schein  
Du nanntest Hund mich, eh' du Grund gehabt.  
Bin ich ein Hund, so meide meine Zähne!  
Der Doge soll mein Recht mir tun...

Sein Recht fordert es, seine Würde verlangt danach. Nur diese. Und den man Hund ruft, der wird zum Hunde. Um jeden Preis. Denn Shylock weiß wohl:

Ein Pfund von Menschenfleisch, von einem Menschen  
Genommen, ist so schätzbar, auch so nutzbar nicht,  
Als Fleisch von Schöpsen, Ochsen, Ziegen...

Aber die Würdigung dessen, daß man die Vereinbarung mit ihm hält: *Die* macht den Juden.

Deshalb weiß der Schnorrer, und er sagt es auch: Was Rothschild zusteht, das steht ihm ebenso zu, in jeder Hinsicht. Und wär es Lachs mit Mayonnaise.

Wissen als Weisheit: dies zeigt die würdige Witzgestalt des Schnorrsers. Daß er Repräsentant dieser Würde ist, der Schnorrer, nicht der Cohen, Träger des ältesten Erbadels auf der Welt, noch der Rabbi: das macht die Besonderheit jüdischen Wesens, jüdischen Wissens. Der Schnorrer ist nicht ein Bettler, der im Kot sitzt und seine Hand halb verängstigt, halb zudringlich mit begleitender Wimmerstimme ausstreckt. O nein, dieser Mann geht aufrecht und geradewegs an der Sekretärin vorbei hinein in Rothschilds Privatbüro. Und siehe da: Der Baron würdigt diese Haltung.

*Denn er weiß, was jeder Jude weiß:* Durch sein Herumwandern als Bote von Haus zu Haus bezeugt der Schnorrer seinen Schwestern und Brüdern deren eigene Wanderernatur, und -bestimmung; und Weisheit: die Schnorrer-Weisheit. Besonders führt er diese jenen unter den Juden vor, die sich für ewig zu den Festsitzenden zählen möchten. Da ist also etwas Hintergründiges zu lesen in dem Witz von Lachs mit Mayonnaise. Das Motiv findet sich auch in der Erzählung „Tewje der Milchiger“, von Scholem Alejchem abgehandelt, und es hat in seiner Bearbeitung als Musical „Anatevka“ anhaltende Popularität gewonnen.

Ein wandernder Bettelmönch, so fungiert der Schnorrer als ein Vermittler unter den Juden, ein Hermes ohne Flügel aber mit eifrigen Füßen. Und er bringt nicht nur Neuigkeiten. Auch Ehen stiftet er mit stets sicherem Sinn für das, was zueinander paßt. In dieser Funktion nennt man ihn SCHADCHEN (Ver-

binder), und man kann sich vorstellen, welche Bedeutung und - wiederum, und hier besonders - Würde dem Träger einer solchen Funktion zudedacht ist. Familien bewahren oder erschaffen unter gläubigen Juden in der Zerstreuung. Dies ist eine heilige Tat, sie wird gebührend honoriert im Doppelsinn des Wortes: geehrt und bezahlt. Denn man weiß, diese Funktion des Boten garantiert das Weiterbestehen des Stammes; sie wahrt das Überlieferte.

*Solches weiß der Jude:* daß man den Mann achtet nach dem, was er bedeutet, nicht was er vorstellt; es steht so als Ausspruch des großen Rabbi Meir schon in den Sprüchen der Väter aufgeschrieben.

Allerdings: Was Würde ist und - diese besondere Art jüdischer Würde -, das Grundwissen hiervon haben sich nur jene Juden zu erhalten vermocht, denen die Werte und Eigenarten der Wanderschaft gegenwärtig geblieben sind. Schon mit Theodor Herzl, dem Schöpfer der Idee vom modernen Judenstaat, weicht, einher mit der Verachtung unserer Wanderschaft, die Wertschätzung dieser Repräsentativgestalt einer alten jüdischen, der Diaspora-Welt und macht einer Regung Platz, die von Schmähung nicht fern ist. Daß damit viel verloren geht, mit der Ausblendung dieser besonderen Facette unserer Eigenart, *das weiß der Jude oder sollte es wissen.*

*Was er nicht wissen kann:* daß diese Würde, gewahrt noch in Kot und Erniedrigung, von Außenstehenden als Hochfahrendheit ausgelegt wird, als („jüdische“) Arroganz, der nur durch Demütigung beizukommen ist.

Mit einem Satz über Erniedrigung, über die besondere Art von Stolz, die sich auch unten bewährt, ja nirgendwo so selbstgewiß wie da unten, damit schließt das Kapitel über den jüdischen Witz ab. Nochmals soll jedoch eben auf diesen einen Punkt der jüdischen Witztechnik hingewiesen sein: auf die Befähigung des Witzmutes, Wahrheit und Wirklichkeit in eins zu bringen. Vom Skurrilen her kann dieses Muster jüdischen Den-



kens und Erlebens am einfachsten erschlossen werden. Das mit dem Rabbi, der auf dem Taschentuch übers weite, stürmische Meer segelt - du siehst doch - ja, das ist die Wahrheit. Ist es deshalb auch Wirklichkeit? - „Du siehst doch“! So schaut das Gottesbild des Juden aus, so witzig, wenn man will, *wenn man will*. Man muß nur wollen. Jene, die das wollen, sollte man nicht gering achten. Aus ihrem Wollen wächst ihnen ihr Lebensmut und noch mehr Originalität.

Dergleichen Art des Denkens, des Redens, des Lebens ist nur den Angehörigen eines Volkes zugänglich, dem die Realität des materiell greifbaren Landes verweigert und daher das Wandern vertraut ist. Fast möchte man an jenen Juden erinnern, der vor nicht weit von hundert Jahren herausgefunden hat, daß Materie und Energie dasselbe ist, insofern es sich um bewegte Materie handelt. Soll etwa, fast hört es sich an wie ein Witz, und nicht mal ein guter, auch die Relativitätstheorie noch eine jüdische Schöpfung sein, nur weil deren Erdenker „zufällig“ ein wissender, seiner Zugehörigkeit bewußter und um seine Identität ringender Jude gewesen ist? - Verzeihung, es *ist* ein Witz, allerdings ein schlechter. Aber immerhin hat ein Physiker, ein nicht ganz unbedeutender - 1905 wurde ihm der Nobelpreis überreicht -, einige Jahrzehnte seines Lebens daran gegeben, die „jüdische Physik“, wie Einstein sie lehrte, zu verunglimpfen und dieser eine „Deutsche Physik“ (so der Titel seines vierbändigen Buches, erschienen 1936/37) als dem gesunden deutschen Wesen entsprechend gegenüber zu stellen. Er hieß übrigens Philipp Lenard.

Ach, wir kommen aus den Witzen nicht heraus. Aber solange wir vom Wesen her Wanderer sind, überall Seiende, nirgendwo Verweilende, und also nur *substantia* zu eigen haben, nicht jedoch *materia*, ebenso lang wird diese Eigenart uns begleiten. Ich bitte zu bedenken, daß wir ja nicht nur Juden sind, sondern auch Hebräer. Nicht also einzig JEHUDIM, das sind die an den tetragrammatischen JEHOVAH, den Immerseienden und dessen Vertreter auf Erden, an JEHUDAH, Gebundenen, sondern

auch 'IVRI'IM, also Nachkommen des ersten Ivri, Hebräers, und das war des Jehudah Urgroßvater. Dieser hieß damals noch AWRAM, Hoher Vater, und seiner wird (Genesis 14,13) in folgendem Zusammenhang gedacht:

Ein flüchtiger Wanderer kam und berichtete dem Ivri - Hebräer - Abram,...

So liest sich die erste Erwähnung von der Zugehörigkeit des Stammvaters. AVOR aber heißt wandern, und IVRI ist also ein Wanderer. Ein Flüchtiger nennt ihn als Ersten so. Und, um es in knappem Schluß nochmals zu umfassen, dem flüchtigen Wanderer wird Substanz zu Materie, wird Wahrheit zu Wirklichkeit.

Dies alles, was hier mit Bezug auf den jüdischen Witz überlegt worden ist, bringt längst schon kein Gelächter, kaum ein Schmunzeln mehr hervor. Bisweilen noch ein Lächeln, und von diesem spüren wir allemal, daß es mit Erleuchtung zu tun hat. *Dies weiß, mag sein, der Jude nicht, aber er ahnt es. Was er jedoch keinesfalls weiß* und so dringend wissen sollte, ist dies, daß eine solche Haltung zum eigenen Leben und zu den Nachbarn von jenen unter ihnen, denen diese Haltung nicht vertraut ist, als Spott wo nicht Verachtung empfunden, weil mit dem Gefühl eigenen Unterlegenseins quittiert wird. Es fällt schwer, den Sinn zu wecken dafür, daß wohl Stolz, bisweilen Hochmut, zu solchem Benehmen führt, nicht aber Geringschätzung oder gar Verachtung anderer. Es fällt schwer, dies begreiflich zu machen, weil die Grundhaltung der Ironie, leise und bisweilen weniger, dem Juden eingeboren, daß sie jedoch schwer zu vermitteln ist. Ich kann mich, wenngleich gegen Widerstände und wissend, daß hier nur mein Gefühl spricht, nicht enthalten, Heine mit Thomas Mann zu vergleichen: wie sehr dieser die Ironie jenes Dichters der Wehmut, Heine, zu gewinnen getrachtet hat, aber irgendwie doch immer im kalten Zynismus verblieben ist, den dieser Thomas Mann womöglich noch für Ironie gehalten hat.

Nicht gänzlich fern der Ironie, und doch aus der Fülle des Ernstes, welcher ja der Ironie nicht fern, der Witzigkeit nahe ist, kommt jenes seltsam hintergründige Wissen des Juden von seiner Unsterblichkeit.

### **Die Unsterblichkeit des Juden**

Gewiß ja: dauernd gemordet und nie ausgerottet *weiß der Jude*, er überlebt nicht nur, er lebt auch immer weiter. Das mag zynisch klingen, aber es ist ironisch, und schwer kann ich mich enthalten, beizufügen: Es ist auch ein Witziges um unsere Unsterblichkeit. Denn diese heißt: Wir fühlen uns durch Generationen einander verbunden. Und bleiben dieselben.

Dieses seltsame Phänomen: Väter werden mit ihren Söhnen zu Brüdern, Vereinigung über die Geschlechterfolge hinweg bis zu deren Aufhebung - Unsterblichkeit also, das Wissen von ihr -, hat nicht seine Ursache, nicht seine Ratio, wohl aber seinen Hintergrund in jenem Akt, über den viel gerätselt, ungerne gesprochen wird, und den viele - wie immer, wenn es geheimnisvoll wird, aber doch möglichst leicht und rasch hinweg erklärt werden soll - mit Hinweisen auf Erfahrungen und Forderungen der Hygiene abtun. Es geht um die MILAH, die man, in Reduktion ihres hintergründigen Sinnes auf die angstmachende chirurgische Maßnahme, mit dem Wort Beschneidung kennzeichnet.

Vielen ist es peinlich, davon zu sprechen, Beschnittenen öfters mehr als denen, die mit erhaltener Vorhaut leben. Aber der Ritus wie der Akt selber, ist derart zentral und lebenserhaltend für die Judenheit wie für das Judentum, so genau jüdischer Wesensart und dem Wissen des Juden von sich selbst zugehörig, daß man ihn erwähnen und überdenken muß. Gewiß, viele Stämme und Glaubensgemeinschaften pflegen den nämlichen Brauch, und vermutlich seit prähistorischen Tagen. Dies verringert nicht dessen Bedeutung fürs Judentum, welches seine Besonderheit oftmals nicht darin zeigt, daß es Bräuche, Moti-

ve, Gesetze für sich und seine Getreuen neu erschafft, als vielmehr in dem, daß es diese mit eigener Substanz erfüllt, sie mit besonderem Sinn und mit eigener Signatur versieht. So verhält es sich bei dem Gebot der MILAH. Wer dieses, als präsumptiver Träger des Stammes, nicht an sich geschehen läßt, der hat sein Recht verwirkt, daß er sich Jude nennen darf. So oder noch rigoroser steht es in der entsprechendem Passage des Buches Genesis (17,14) niedergelegt:

Ein Männlicher, ... wenn er nicht beschnitten ist, dessen Seele wird aus der Gemeinschaft ausgeschlossen; denn er hat den Bund gebrochen.

Dieser Bundesschluß symbolisiert nicht, er *ist* die Gemeinschaft der Juden, er macht sie aus. Wer sich nicht hat beschneiden lassen, gehört nicht hinein. Das Judentum hat ohne dieses Zeichen der Zusammengehörigkeit keinen Bestand.

Das Zeichen der Beschneidung ist meines Erachtens von so großem Belang, daß ich glauben möchte, es allein sei fähig, dieses Volk für alle Zeiten zu erhalten (vgl. Spinoza: Tractatus theologico-politicus, 1670).

Dabei wird der Akt vorgenommen zu einem Zeitpunkt im Leben, acht Tage nach der Geburt, da der Einzelne noch nicht entscheiden kann, ob er bereit sei und sich fähig erachte, dem Bunde beizutreten. Aber das gehört dazu: Ungefragt sind wir zu Gottes Gefährten bestimmt worden. Unsere Auszeichnung ist noch immer aus der Bestimmung des jüdischen Gottes gewachsen, niemals durch unsere freie Wahl. Zur Illustration dessen berichtet ein MIDRASCH, das ist ein Stück erzählende Bibelexegese, daß Gott, ehe er den Kindern Israel durch Moses die Zehn Gebote übermittelte, den Berg Sinai über sie - über das ganze Volk - gestülpt und sie so genötigt habe, sein ausgewähltes Volk zu werden. Wären wir's nicht, es gäbe uns nicht. Als der Bund, geistig und nicht leiblich, geschlossen worden ist, bei dem großen Opfer, sagten die Kinder Israel

durch ihren Vermittler zu Gott: NA'ASSEH W'NISCHMA', wir wollen (*erst*) tun, dann (*erst*) hören (Exodus 24,7).

So liest sich Auserwähltheit. Und so auch der Bund mit Gott, so sehr als Aufnötigung. Seit er besteht, wird er ins Fleisch geschnitten. BRIT MILAH hört sich der feierliche Akt genannt, durch den das zuvor schuldlose Kind in den Bund derer aufgenommen wird, die die Last der Auserwählten tragen. Alle Mütter erwarten, geschwächt noch im Wochenbett, voll Angst und Zorn diesen Augenblick, aber noch keine hat sich je zwischen ihren Knaben und den beeidigten MOHEL, den geehrten Beschneider, geworfen. Sie teilt mit allen Müttern seit Zeiten die Ahnung: Der heilige Akt, der da vollzogen wird, betrifft ihren Sohn nur stellvertretend als den jetzt eben aufgerufenen Betreuer der Kontinuität, welche Unsterblichkeit bringt. Deshalb wird an jenem Ort die Marke angebracht, von dem sich sagen läßt, daß er nicht dem Individuum zu eigen ist, sondern dem Stamm gehört, dessen unversehrte Weiterexistenz er sichert, über die viel belanglosere Erdenzeit des Einzelnen hinaus. Und in jener verschwiegenen Zone, die nur in dem Augenblick enthüllt wird, da der heilige Moment der Zeugung von neuem Leben Zeit in Ewigkeit wandelt.

Keiner wolle sich zu hoch geboren fühlen, zu erhaben, um auf diese Weise in Sterblichkeit seine Einzigkeit zu belegen - keiner, auch Moses nicht. Auch nach ihm ist es weitergegangen in der Kontinuität, also der Unsterblichkeit. Dieser Moses nämlich gedachte seitwärts zu treten. Aber da geschah es:

Als Moses die Herberge verließ, da trat ihm Gott in den Weg in der Absicht, ihn zu töten. Zipporah aber (des Moses fremdbürtige, schwarzhäutige Gattin) nahm einen Stein, riß ihrem Sohn die Vorhaut ab, warf sie dem Moses vor die Füße und sagte dazu: Mein Blutbräutigam bist du mir... (Exodus 4, 24).

Und dieses wiederholte sie, das dunkle Wort: Blutbräutigam. Es ist ihr Sohn, den die Mutter so ruft, die JIDDISCHE

MAME Zipporah. Das Inzestmotiv ist in dem Text gefaßt: Die Mutter gibt, sie rettet dem Sohn das Leben vor den Nachlässigkeiten und Ansprüchen ihres Gatten. So hebt sie die Generationenschanke auf - so erwirkt Zippora Unsterblichkeit.

BRIT MILAH, die Besiegelung des Bundes, schafft B'NEJ BRIT, das sind die Söhne des Bundes, und so nennt die Literatur seit den Tagen, da der TALMUD, das zu Lernende, niedergeschrieben worden ist, gemäß dessen Traktat BABA KAMA (19), die Männergemeinschaft, zusammengehalten, wie eben zu lesen war, durch die Liebe der Mütter. Söhne, wenn sie vereinigt sind, heben die Generationenfolge auf und werden zu Brüdern. Abraham, der erste unter den Erwählten, hat gewissermaßen drei Beschneidungsakte über sich ergehen lassen, und als Begründer des Stammes im erwachsenen Alter: erst durch die Zerteilung der Fleischstücke zur Weihe seines Geschlechtes (Genesis 15,7 ff.), dann durch die Öffnung seines Namens und die Einfügung des göttlichen Hauches HA darein, welche ABRAM zu ABRAHAM werden ließ; schließlich durch die Beschneidung, die er, gemäß dem Sinn des Aktes - aus Söhnen werden Brüder - in Gemeinsamkeit mit seinem Ältesten vollzog.

Dieser erstgeborene Sohn aber war nicht JIZCHAK (Er wird lachen), sondern er hieß JISCHMAEL. Das lautet übersetzt: Er wird auf Gott hören. *Weiß der Jude*, was Gott mit seinem Urvater vorhatte, als er diesen geheißen hat, den Sohn der später verstoßenen Gattin Hagar mit hinein zu nehmen in den ersten Bund? - *Der Jude muß es wissen*, er mag wollen oder nicht wollen, um zu erfahren, Bruderkämpfe sind einberechnet in den Schöpfungsplan; Kämpfe allerorten und jederzeit, aber besonders zwischen den Erstgeborenen und ihren jüngeren Brüdern, eine lange Bibelerzählung hindurch. Und was unser Verhältnis zu den Ismailiten anbetrifft, es ist von besonderer Art insofern, als unter den Beschnittenen, Juden wie Moslems, Phasen von beispielhafter Harmonie mit mörderischem Zwist wechseln. Dies ungleich dem Verhältnis der Juden zu den

Christen, welches seit der Loslösung der Christen von ihren jüdischen Genossen durch entsprechende Lesart der Evangelien mit ganz kurzen Unterbrüchen durch konsequente Feindschaft bezeichnet ist. Dann wird vielleicht etwas wie eine messianische Zeit anbrechen, wenn Brüder - wie auch schon, und nicht so selten - zur Symbiose kommen und Feinde einander finden, nicht nur zum Gespräch, sondern zum Convivium.

Ob das heutige Datum und der hiesige Ort, Anfang Dezember 1995 in diesem Saal der Universität Oldenburg, uns eine Wandlung verheißt, und wir können, in leichter Abwandlung eines Wortes von Goethe, sagen, wir seien dabei gewesen? -

Ja, dabei sind wir gewesen. Und haben versucht, das Unsere an die Verständigung, niemals an eine Verbrüderung, zu leisten. *Der Jude weiß* - und er hat keinen Grund, es nicht verlauten zu lassen -, daß er hier seine Reserve wahrt. Er hält sich zurück. Dies deshalb, weil er weiß, es bekommt keiner von den zwei Innungen, Juden wie Christen, gut, wenn die beiden sich mit der Hoffnung auf ein Verschmelzen einen. Die Schöpfung des Einen Gottes ist solchen Absichten nie hold gewesen. Weshalb der Jude schon von Beginn an aller Fraternisierung und Sororierung seine Reserve wahrt. Entweder fürchtet er neue, grausame Abwehr von Seiten derer, zu denen er Brüderschaft angestrebt hat, oder er verweist darauf, wie rasch, selten länger als eine Generation lang, die Nachkommen solcher verbindungs-freudiger Juden ihrer Gemeinschaft gänzlich abtrünnig geworden sind. Eifersüchtig trägt der Jude deshalb Sorge um seine Eigenart - seine andere Art. Judentum ist wesentlich von dieser Sorge her bestimmt, wo nicht definiert. Gleichbleiben ist die zentrale Losung des Judentums. Annäherungen von außen werden freundlich quittiert, aber selten beantwortet. Und von außen wird diese Reserviertheit erst noch honoriert. Wie erfreut ist man doch allerorten über die Geste gewesen, die vor einem Jahrzehnt der Herr des Vatikans durch seinen Besuch in der Hauptsynagoge Roms bezeugt hat. In all den Jahren seitdem ist noch nie die Rede davon gewesen, daß Rabbi Toaff, wie es

doch als Anstandspflicht gelten dürfte, diese historische Visite des Heiligen Vaters, die erste solcher Art, durch einen Gegenbesuch, durch Anhören einer Messe in St. Peter nebenan, erwidert hätte. Das Merkwürdige an der Sache: Von keiner Seite ist ein solcher Akt, ein Gegenakt des Rabbi, erwartet worden. Es scheint Übereinkunft zu bestehen, daß Juden - offenbar auch für Christen, und selbst für deren höchste Würdenträger - ihrer unwandelbaren Aufgabe damit zu genügen haben, daß sie nicht zu der universalen Harmonie beitragen, sondern der Verschmelzung durch Wahren ihrer Besonderheit vorbeugen; und ihre Umwelt durch ihr Anderssein, auch durch ihre Unruhe, alert halten. Denn darin scheint ihre universale historische Aufgabe zu liegen, auch wenn sie selber, *die Juden, dies nicht wissen wollen*. Die Völker wissen es, und bedeutende Historiker wie Theodor Mommsen haben darin auch eine bemerkenswerte jüdische Qualität gesehen.

Mittlerweile leben Juden, und sie müssen überleben. Und es ist just die christliche Predigerschaft gewesen, welche das Phänomen der jüdischen Unsterblichkeit aus der Bestimmung zur Wanderschaft heraus als unseren Fluch insinuiert hat. *Das konnte der Jude nicht wissen*, daß der persische König Artaxerxes, dessen Name durch Konsonantenverschiebungen im biblischen Buch Esther zu AH'ASCHVEROSCH mutiert worden ist, irgendwann um die Mitte des 16. Jahrhunderts, man weiß nicht, auf was für Wegen, der Gestalt des AHASVER seinen Namen verliehen hat: ein König aus dem Perserland dem Juden, dessen Wanderschaft zu seiner Irrfahrt, dessen Unsterblichkeit durch diese Zutat aus einer Hervorhebung zu seinem Fluch geworden ist. Das Motiv beruft sich auf das (nicht authentische) Wort von Jesus: „Ich werde gehen, doch du wirst warten, bis ich wiederkehre“; und der Verfluchte sei ein jerusalemischer Schuster mit Namen Ahasver gewesen, der dem kreuztragenden Jesus Unterkunft verweigerte und seitdem seinen Ruhe-, seinen Sterbeort vergebens sucht. Dies die Lesart einer spätmittelalterlichen Theologie.



So sehen die Unbeschnittenen die Bestimmung zum Wandern und zum Überleben. Abraham hat es anders gesehen, als er, das Nahen des Endes ahnend, wie Genesis 24,2 berichtet, seinen getreuesten alten Diener hieß: ... Lege doch deine Hand unter meine Hüfte.

Der seiner sichere Jude ist nicht zimperlich, *er weiß*, sein Körper ist als ganzer geheiligt und zum Dienst an Gott bestimmt. Es gibt ihm am Körper keine tabuisierte Region. Und so deutet RASCHI, der wesentlichste Exeget der Bibel (er lebte im 11. Jahrhundert), diese seltsame Handlung - lege deine Hand unter meine Hüfte - klar, eindeutig und sinnreich wie folgt:

Weil der Schwörende einen heiligen Gegenstand in die Hand nehmen muß, wie beispielsweise eine Rolle der Torah oder TEFILLIN (die Kapseln an den Gebetsriemen mit heiligen Texten darin), und die Beschneidung war ihm das erste Gebot gewesen und durch Schmerz erworben, darum war sie ihm teuer, und er bestimmte sie (zum Wirkzeichen seines Schwures).

Der alte Elieser geht und bringt für Abrahams Sohn die Gattin aus dessen Stamm. Er ist mithin überliefert als der erste SCHADCHEN in der Geschichte des Wandervolkes.

Solcherart geheiligt wird Isaak zum Träger jener Kontinuität, welche zunächst, jenseits von Segen oder Fluch, Bestimmung ist. Weil *der Jude weiß*, nur vermittels ihrer, der Kontinuität, lebt Gott weiter. Wie ja auch mehrere andere Motive, die aus jener Gegend unserer Herkunft stammen, in der Gott den Abraham mit seiner und der Mission seiner Nachkommenschaft bedacht hat, von dieser Berufenheit der Abrahamiten zeugen. Ich erwähne, ohne jetzt darauf näher einzugehen, beispielhaft die Motive des *Scarabäus* wie auch des *Vogels Phönix*, zwei geläufige, häufig dargestellte und abgewandelte Bilder, deren Hintergrund und Hinweis zweimal das Wesen der Unsterblichkeit meint.

*Was der Jude nicht wissen kann*, ist dies, daß man ihn für seine genaue Lokalisierung des Unsterblichkeitsmotivs an dem Organ, welches das Fortleben sichert, es auszeichnet, und für die Markierung, die er ihr auf göttliches Geheiß von Generation zu Generation mitgibt, zum Erotomanen stempelt.

*Ebenso wenig kann er wissen*, daß man ihn, den Juden, für seine Einsicht, die ihn spüren läßt, wer als flüchtiger Wanderer ewig lebt, muß Beziehung zum Erdgrund behalten, muß also den Kot, woraus der Scarabäus sich erneuert und die Asche, aus welcher der Phönix sich wieder erhebt, muß beides als *materia* des Lebens würdigen, daß man ihn dafür oft in der entsprechenden Literatur dem Gewürm zurechnet. Nein, das kann der Jude nicht wissen. Wohl jedoch weiß er, daß so, durch die Nähe zur nährenden, spendenden, verschlingenden Erde der Fluch des Paradieses (Genesis 3,19) sich wandelt zur hohen Bestimmung auf immer und zur Auszeichnung.

*Es weiß der Jude*, die Erde ist heilig, aus der er gemacht ist. ADAM heißt nach seiner Herkunft ADAMAH, Erdboden, der irdische, Erdhafte, ähnlich homo. Eva, 'HAVAHA, dagegen ist die, welche 'HAJIM, das Leben spendet und weitergibt. Deshalb bleibt der Boden für immer geheiligt, auf dem irgendwann, und wär es in grauester Vergangenheit, einmal von den Seinen einer beerdigt worden ist, wie verfallen auch die Gebeine sind. *Nicht wissen*, oder nicht bedenken mochte er, daß in ferner Zukunft - und jetzt ist sie eingetroffen - sich dieses Achten der geweihten Erde zu einer einzigen großen Nekropole entwickeln werde, auf der nicht mehr gebaut oder die nicht bebaut werden kann.

*Und auch dies hat der Jude nicht wissen können*, daß das Bewahren seiner Grabstätte jene Leute, denen dieses Zeichen dessen, daß man Juden zwar umbringen, aber nicht von dieser Erde vertreiben kann, dazu führen wird, daß sie jüdische Gräber schänden; und sie dies tun läßt aus dem Drang heraus, der sie zu sagen heißt: Wenn wir des Juden schon lebend nicht

habhaft werden und ihn nicht ausrotten können, dann holen wir ihn aus seinen Gräbern und trachten ihn so um seine Unsterblichkeit zu bringen, welche die Sterblichen ängstigt.

*Der Jude weiß:* All das, was sie gegen ihn zu seiner Vernichtung vorhaben, nutzt seinem Feinde nichts. Ob er will oder nicht will, seine Bestimmung bleibt, er lebt ewig. Und noch nicht so lang ist es her, noch kein halbes Jahrhundert, man hatte geglaubt, nun habe Gott sein Volk abgeschrieben, es aufgegeben aus welchen Gründen immer, da entstand, drei Jahre nach dem Erlöschen der Öfen von Auschwitz, der Staat Israel. Als müsse Gott sich damit beweisen: Durch diesen schamlosen Beleg dessen, was man die Unsterblichkeit des Juden zu heißen gehalten ist, verwandelt er Tod in Leben.

Ob dieser Landstrich, der jetzt Israel gerufen und vorwiegend von Juden bewohnt, ganz von ihnen verwaltet wird, auch als Heimstatt, nicht nur als Repräsentant des Stamms der Juden bestehen bleibt, dafür hat allerdings der jüdische Gott noch nie ein Zeichen von Versprechen merken lassen. *Ob der Jude das wissen will?*

Jedenfalls, diejenigen unter den Juden, die sich Gesetzestreue nennen, bewahren für sich und ihre Kinder alle Gebräuche aus den Tagen, da *substantia* als einziger Garant des Fortbestehens unseres Stammes gedient hatte. Vielleicht tun sie recht so. Daß *materia* auf der heimischen Erde sich bewahrt, darauf hat Gott sich nicht verpflichtet. Die Versicherung an Gott, unsterblich erhalten zu bleiben, ist eine einseitige, sie geht von uns aus. Ob Israel erhalten bleibt, wissen wir nicht, und es könnte sich erweisen, daß nicht der lange Krieg das Untergangswerk besorgt, sondern daß ein kurzer, der ersehnte Friede es vollbringt. In diesem Land ist nie Friede gewesen, nicht in jüdischen und nicht in außerjüdischen Geschichtsepochen. Ausnahme bildet eine kurze Phase in Salomos Regierungszeit. Damals hat der oft als weise bezeichnete König, um den Frieden zu fördern, auch andere Weltanschauungen als die seine gelten lassen, wie

im Buch der Chronik nachzulesen ist. Dafür - für diese staatskluge, aber von den Propheten als gottlos verfluchte Tat - wurde dem König der Niedergang vorausgesagt, auf den der Untergang gefolgt ist. Untergang niemals des Stammes, wohl aber des Staates; Untergang, welcher die Regung von Heimatgefühl und von Heimweh um so inniger in den Bereich der Utopie gehoben hat.

Es ist offenbar: Ohne Territorium in eigenem Besitz bleibt die Gewißheit von Unsterblichkeit eher gewahrt als auf dem heimatlichen Boden. Sehnsucht, wenn sie erfüllt ist, hat die Kraft ihrer Triebe bald preisgegeben, und jeder Gott, der das Heiligtum bewohnt, welches ihn sicher beherbergt, verformt sich alsbald zum Götzen.

### **Der Jude als Beweis seines Gottes**

*Dies nämlich weiß der Jude:* Einen anderen Beweis als ihn, den Juden, hat Gott nicht, und dies gilt ohne Ansehung dessen, ob die Juden nun gut oder schlecht seien. Dieses Letztere scheint jene *existentia* (EH'JEH ASCHER EH'JEH, ich bin der ich bin; Exodus 3,14), die sich selber JeHoVaH, das Immerseiende nennt oder sich SCHADDAJ, der Unheimliche, rufen läßt, seltsam wenig zu beschäftigen. Und Gott wünscht ja nicht, daß die Juden gut seien, sondern daß sie die Sitten einhalten, die er ihnen gegeben hat. Das braucht mitnichten dasselbe zu sein: Sittlichkeit und Gutsein oder Güte. Daß dies alles das Nämliche sei, dessen ist freilich der Traditionstreue gewiß. Für ihn ist es keine Frage, daß alles Überlieferte in Sitte, Gebrauch, Übung, Denken auch deshalb schon das Beste sei und seinen Träger zum Guten mache, nur weil es alt sei. Er hält sich an seine Gewißheit, daß nicht nur das Gute seinen Bestand hat, sondern daß Bestand allein ein zureichendes Zeichen von Gutheit in sich trägt. Wogegen der durch Aufklärung geläuterte, durch sie in seinen Einsichten auch verdorbene Abendländer sich der Überzeugung verpflichtet weiß, daß seine Erfah-

rung ihm als Garant zureiche, um Böse von Gut abzuheben. Zu dem, was dieser auf sein Urteil sich stützende Aufklärungsgewisse in sein System hereinholt, gehört auch umfassend das, was er zu seinem Gott erhebt als seinem, des Menschen Ebenbild und dann als solchem ihm zu folgen, nicht ihn zu führen bestimmt.

*Wogegen der Jude weiß* - auch wenn er sich nicht strenggläubig nennt, daß er seine Nähe zu Gott nur durch die Wahrung seiner Sitten, anerkannte oder bezweifelte Sitten, zu erhalten vermag. Ja, daß diese Sitten ihm Gott erhalten; mehr noch, daß diese Sitten Gott *sind* und bleiben.

Wenn einmal keine Juden mehr da sind, dann stirbt Gott, *das weiß der Jude*.

*Nicht weiß er*, daß Unsterblichkeit denen, deren Leben und Ordnungen endlich sind, und die doch ihre Ordnungen für ewig behalten möchten, so viel Angst bereitet.

Nun freilich, wahrhaftig *sub specie aeternitatis, enim immortalitatis*, also unter dem Aspekt nicht nur seiner diffusen und undefinierbaren Ewigkeit, sondern einer genau zu benennenden Unsterblichkeit *bildet manches, wovon der Jude weiß*, aber bisweilen nichts wissen will, *sich anders ab*.

Dann wird, unter diesem anderen Licht und anders angestrahlt, dies deutlich, daß *Gläubigkeit* nur für eine, nämlich für die sterbliche Seite des Menschen von Bedeutung, vielleicht schicksalhaft ist. Es lebt sich besser, weil es sich - möglicherweise - leichter stirbt, wenn man gläubig ist. Ganz gewiß bin ich nicht, aber daß es so sei, dies ist zu hören, von Predigern und solchen, die gewiß sind, die glauben und die es so sagen.

Für die andere Seite, für die Bestimmung zur Unsterblichkeit, zur Wahrung derselben genügt weder Glaube noch Gläubigkeit, sie mögen noch so innig sein. Diese erweisen sich vielleicht sogar als entbehrlich. Für die Wahrung der Unsterblich-

keit bedarf es einer anderen Lebenshaltung. Und diese heißt *religio*, zu deutsch genau: Zurückbindung.

Da hilft kein Allumfasser, kein Allerhalter; hilft kein Himmel, der sich droben wölbt, noch eine Erde, hier unten festliegend. Die Sterne mögen noch so freundlich blinkend aufsteigen. Das Gefühl bleibe hinweg, es heiße Glück, Herz, Liebe, Gott - und jedesmal mit Ausrufezeichen: Mit all diesen schwärmenden Wendungen Faustens zu Margarete kann man kleine Mädchen verführen. Aber man kann nicht den ungerufen genannten Immergewärtigen Tetragrammatischen, den allem Abbilde sich verweigernden Gott in seiner unerläuterten Herrscherinstanz hierherholen. Der wird sich schön bedanken, so ein Gott, samt der, die so unschuldig fragt, wie du's mit der Religion habest. Hüte dich, mein Kind, so zu fragen, lerne seine Vorschriften, von Tag zu Tag gründlicher, und das Fragen nach Gott und Glaube wird dir vergehen.

*Der Jude weiß:* Gott besteht dadurch, daß man ihm nie nachfragt, noch ihn zu beweisen trachtet, daß man nicht von Glaube redet, sondern Religion übt, ohne Unterlaß und Einschränkung.

Man kann es auch anders, nämlich so, formulieren: Glaube ist Sache des persönlichen Bekenntnisses zu einer irgendwie vorgestellten und womöglich angebeteten Gottheit, die ihrerseits persönliche Züge der oder des Anbetenden gewinnt dergestalt, daß der so erlebte Gott sein betendes Gotteskind erhören und belohnen oder auch strafen kann. - Religion dagegen ist ein System, und zwar ein eigenwertiges solches von umfassender Natur und daherkommend mit ebensolchen, also umfassenden Forderungen. Das System ist überindividuell; für Vorstellungen, Hoffnungen und Wünsche der Einzelnen offeriert es wenig Raum, für dergleichen bleibt übrigens auch wenig Zeit, etwa zum Zwecke des persönlich formulierten Gebetes. Alles in der Religion ist präformiert, und wer unter den Religiösen im Judentum sein Wort an Gott richtet, schafft sich nicht ein neues Gebet, sondern nimmt eines von den längst voraus for-

mulierten Bekenntnissen oder Liedern, also Psalmen, auch etwa einen von den Sprüchen der Väter hervor, sofern er sich nicht, was das Geläufigere ist, an den geordneten und auf Tageszeiten exakt festgelegten SIDDUR, den Gebetsritus hält, welcher nach genauer Vorschrift den Wochen- und Festtagsrhythmus, den Tag wie die Nacht reichlich ausfüllt.

Gewiß, es finden sich auch Glaubensbekenntnisse in diesem Siddur. Etwa das ANI MA'AMIN oder die Dreizehn Glaubensartikel, mit denen das Morgengebet eingeleitet wird. Aber auch diese formulieren durchaus außer- und überpersönlich und umfassend das kollektive Bekenntnis, ebenso wie es die feierlich schwurhafte Bezeugung der Einzigkeit des jüdischen Gottes im Schlußgebet des schon erwähnten JOM KIPPUR, des höchsten Festtages im Jahr tut, welcher eine kollektive Reinigung durch einzig kollektive, außerindividuelle und unpersönliche Beichte vorausgeht.

Hinter diesem verbindenden System, Gott genannt, verschwimmt im Judentum die Bedeutung des persönlichen Gottesbildes für die Einzelne und für den Einzelnen. Es wird sogar abgeraten, sich mit solchen Fragen und Problemen allzu intensiv abzugeben. *Der Jude weiß*, das führt zu nichts. Das Ringen um ein Verhältnis zum Numinosen, wie es Nietzsche bedrängt hat, den Pastorsohn, und seine Leidenschaft am Zünden hielt bis tief in die Tage der Düsternis, kann beim Juden wenig Verständnis finden. Und man muß lesen, mit welchem Spott, ja Hohn der noch nicht lang verstorbene Yeshajahu Leibowitz, dieser prächtig zornige uralte Prophet unserer Tage, die Bedrängnisse Kierkegaards apostrophiert hat. Das ist eben jener Leibowitz, von dem viele sagen, er habe selber gar kein Verhältnis zu seinem Gott gehabt; mit seinem System aber hat er wie mit einer Waffe gekämpft, einem Wurfspeer, den er gegen all diejenigen von seinen Schwestern und Brüdern geschleudert hat, die ihm um irgendwelcher nationaler Erneuerung willen etwas von dem haben nehmen wollen, was seinen Vorfahren heilig war.

Für alle hat dieses System etwas zu bieten, und alles ist allen Getreuen gleich wichtig, seien es schwierige talmudische Streitfragen, über welche die Gemeinde der zum LERNEN, dem dialogischen Gespräch versammelten Männer sich stundenlang, am Tag wie zur Nacht ereifert, seien es die Sabbatgesänge, die in Text und Melodie oft von rührender Banalität sind, aber Stimmung schaffen und Gemeinschaft wahren, oder seien es - bitte nicht zu unterschätzen - die Speisen alle, deren Genuß ein Stück quasi Liturgie ist und deren Vorbereitung unter Beobachtung der genauen rituellen Anweisungen ständig die Strenge wie die Pracht dieses Systems vor Augen hält.

Das alles ist gleichermaßen wichtig, *der Jude weiß es*. Und nicht nur weiß es derjenige, welcher Stunde um Stunde eingeschlossen in dieses religiöse Organist lebt. O nein, nicht dieser allein, ihm ist das doch alles selbstverständlich, ihm kann es anders kaum vorstellbar werden. Der es aber auch weiß, und beständig weiß, ist der ABIKORSS, das ist - nein, nicht ein Renegat, sondern ein Apostat, dessen Haltung in der rabbinischen Literatur mit der Lebensführung jener Leute, oftmals hochstehender Geister, zusammen genannt wird, die der Lehre des spätathenischen Denkers und Lehrers Epikur anhängen. Zumeist als Prediger eines blanken Hedonismus verunglimpft hat dieser Epikur, auch Philosoph des Gartens genannt, die Erhabenheit der Gefühle in einem endlichen Leben gelehrt, welches seinen Wert in sich selbst trägt. Dieses Lob der Gelassenheit galt den Lehrern des Talmud als Sündhaftigkeit. Der Jude ist nicht gelassen. Und so wurde *Epikureer* (aramäisch *Apikoros*, jiddisch *Abikorss*) zum Synonym des genußsüchtig oberflächlichen Lebemenschen. Wie fern sind aber doch diese Playboys und -girls sowohl den echten Epikureern, als auch jenen marginalen Juden, die - heterodox, statt stets streng orthodox - die jüdische Welt von außen her erleben, sich aus der Bahn ihrer Herkunft herauslösen und nun diese geschlossene, in sich gesicherte und beheimatende Welt mit der Seele suchen!



Nein, Apostasie ist fern von Genußfreude, sie ist Einsamkeit und Sehnsucht derer, die, unbeheimatet, dorthin schauen, wo die anderen zuhause sind und zu wissen erstreben, wie die Welt aus anderer Optik aussieht - aus dem Gesichtswinkel derer, die ganz draußen sind. Draußen von allem. Apostaten sind dabei ständig erfüllt von Sehnsucht nach dem, was sie verlassen haben. *Das können die in ihrer Tradition verhafteten Juden nicht wissen*, wieviel Wehmut in denen wächst, die ihre eigene Bahn der Erkenntnis beschritten haben und auf dieser Bahn ganz allein bleiben. Über sie ergießt sich der verpflichtende und vernichtende Gehalt des Wortes HE'HADASCH ASSUR MIN HATORAH, das Neue ist von der Torah verboten, gesprochen von dem verehrten 'HATAM SOFER aus Pressburg zu Beginn des letzten Jahrhunderts, in voller Gültigkeit. Das Neue führt in gefährliche Zonen, *das weiß der Jude*, der sich von ihnen fernhält. Und der Weg zurück von dort ist schwer und kaum zu finden.

Wer sich eine Vorstellung von dem machen will, was es bedeutet, einen Gang wie diesen, hinweg von dem Bewährten, zu gehen, der orientiere sich an Heine. Er hat sich heraus begeben, hat den verbotenen Pfad ins Neue Land beschritten, nicht nur in die säkularisierte Welt hinüber, sondern auch innerhalb dieser in ein anderes Dichten, in die Wehmut des echten Ironikers. In die Einsamkeit. Dort ist er gewachsen, in der Fremde des Wanderers, der allein geht. Aber sein Judentum wurde Heimweh und hat ihn weniger losgelassen, als je irgend eine Heimat ihren Sohn freigibt. Hebräische Melodien waren sein Abschied.

Keine Messe wird man singen,  
keinen Kadosch wird man sagen,  
Nichts gesagt und nichts gesungen  
wird an meinen Sterbetagen.

So Heine. Aber er verbittet sich Gefühle. Der *Abikorss*, wenn er seine Entfremdung ernst nimmt, wie es zahlreiche wesentli-

che Juden getan haben, die aus ihrem Leben zwischen den Welten zu neuen Erkenntnissen gekommen sind, verschließt sich jeglichem Sentiment. Dafür hat er sich nicht eine kreative Einsamkeit gesucht, daß er danach seine neuen Erkenntnisse in einem Sud von Gefühlen verschwimmen läßt. Im Leben allein, im Sterben ebenfalls: allein und ungetröstet, das macht den wesentlichen Apostaten.

Heine in dem nämlichen wehmütigen Gedicht:

Leider wohn ich viel zu hoch,  
und ich habe meiner Süßen  
keinen Stuhl hier anzubieten...

Wo Heine aufkommt, ist Freud nicht mehr fern; das ist schon bald abgestandene Weisheit. Aber nichts ist dagegen zu tun, es geht um das Motiv Judentum, und um die Unmöglichkeit, davon loszukommen - von der Religion, nicht von dem Glauben. Gott spielt keine Rolle. Von der Bindung, der mutwillig gelöst. Und das hat bei Freud früher begonnen, als man vermutet. Der Ödipusstoff, stammend von den Ufern am östlichen Ende des Mittelmeers, dort, wo Phönikien, Philistaea und Ägypten in vielfältiger kultureller Verschlingung unsere jüdische Eigenart zu sich selbst haben kommen lassen, dieses Motiv des humpelnden Wanderers auf dem Weg zur Erkenntnis, schließlich, nach der Blendung, zur Einsicht mythisiert das Leben des Apostaten aus dem Judentum - dieses Motiv, das mit dem Urvater Kadmos aus der Region des Hunderttorigen ins Siebentorige Theben getragen worden ist. Wie dieser Mann Schwellfuß erst das Überkommene in sich auslöscht, sein Väterliches, danach das Lebensrätsel löst, nämlich feststellt, daß der Mensch, wie weit er auch geht, doch von sich selbst nie loskommt, nicht auf vier, noch auf zwei noch mit drei Beinen - nicht hinweg von seinem Ursprung: So liest sich die Lösung des Sphinxrätsels. Und daß er am Schluß zurückkehrt, er hat das Neue entdeckt oder geschaffen, und es hat ihm nichts eingebracht: Dies ist die Einsicht des Apostaten.

Eindrücklich übrigens, wie das Motiv Ödipus sich mit dem Motiv Jakob verbindet. Auch dieser Mann, nach der Geburt als JA'AKOW, Fersenhalter, gerufen, wird zum humpelnden Wanderer. Auch er trägt seine Einsicht mit sich weiter. Auch er stirbt blind in der Ferne, sein Haus hat ihm kein Grab geben können. Sein Ringen um Erkenntnis hat ihn gelähmt.

*Ob der Jude weiß, daß Erkenntnis die Erkennenden um ihre Beheimatung bringt?*

Das Neue ist das Verbotene, *der Jude weiß es*. Aber dieses Verbotene hat seit Paradiesestagen alles Wesentliche eingebracht. Wenn der Jude sich nicht streng, jedes Erschließen des Sinnes vermeidend, in das Gitter seiner sakrosankten Traditionen einschließt, so nimmt das Neue ihn mit und hinweg von seinem Judentum, immer, soweit es zu sehen ist. Dies, obgleich Erneuerungen der *re-ligio* immer versucht worden sind, Unternehmungen, um die Bindung zu lockern, damit, befreit vom System, der reine Glaube um so reiner gepflegt werden könne. Glaube ohne Gebrauchsvorschriften, den Forderungen einer sich wandelnden Zeit angepaßt, das Vertrauen in das Gute in ihm selbst befördernd: dahin ging, namentlich im Gefolge der Aufklärung, so manche Tendenz. Konservativ, liberal, neolog, und wie diese Richtungen alle sich nannten - weshalb lösen sie sich nach einer Weile allesamt auf?

Aus dem Grunde, der eben vorgelegt worden ist: weil Judentum nicht Glaube ist, sondern System, *re-ligio*, Zurück-Bindung, weil die alltägliche Beobachtung aller Lebensfunktionen das Wesen der jüdischen Existenz ausmacht, all das, was die HALACHAH, Überlieferung, weiter trägt. Weil diese HALACHAH sich weigert, Wichtigeres von Belanglosem zu trennen, ebenso wie sie keine Einsicht darein zuläßt, daß ein reines Gesinnungsjudentum die Strenge und Genauigkeit ablöst, mit welcher der jüdische Alltag ausgefüllt ist. Weil die Vorschriften, wie man sich kleidet, nicht nur traditionell züchtig, sondern auch in reinlicher Scheidung der Materialien, also nicht

Wolle und Leinen zusammengenäht, für ebenso wichtig erachtet wird wie eine humane Gesinnung. Und weil dasselbe für die Beobachtung der Sabbatverordnungen, der Speisegesetze, der Sexualvorschriften gilt. Weil es keine Scheidung in Äußerlichkeiten und Innerlichkeiten gibt. *Der Jude weiß*, daß der innere Gehorsam nur durch Wahrung der äußeren Regeln mit Gewißheit garantiert wird. Das hat der Jude gewußt, eh der Verhaltenspsychologe es ihm bestätigt hat. Der Hutrand und dessen Breite macht die Gesinnung, und das ist kein jüdischer Witz.

Wenn jetzt aber jemand aus dem Auditorium den Finger erheben würde und - taktlos, aber nicht grundlos - mit der Frage käme: Wenn Sie doch, Herr B., all diesen Festlegungen der HALACHAH, ihren Forderungen und Vorstellungen, welche der *re-ligio* - Rückbindung - so viel Sinn und reichen Inhalt zumessen, wenn Sie das so vorgelegt haben - weshalb gehen Sie denn nicht in den genau vorgezeichneten Wegspuren der HALACHAH, sondern tun dies nur nach Maßgabe ihrer eigenen inkompetenten Willkür?

Wenn ich so gefragt würde, so hätte ich zwei Antworten parat: eine persönliche und noch eine, die ins Außerpersönliche hinübergeht.

Die persönlich getönte Antwort zunächst: Es ist in der Tat so, daß ein Judentum, welches im Sinn der Satzungen gelebt wird, die sich von der Halachah abgesteckt und erläutert finden, reich genug ist, um mehr als ein ganzes Leben - namentlich Zusammenleben - auszufüllen. Man findet keinen Existenzbereich, der nicht eingeschlossen ist in Deutungen, Hinweise, Vorschriften der HALACHAH. *Der Jude weiß*, wenn er in diesen Maßregeln lebt, über alles sicher Bescheid.

Und deshalb halte ich mich nicht an diese Gesetze, an diese Forderungen und Leitbilder, trotz ihrer Bedeutung und Schönheit, ihres Reichtums und zumeist überzeugenden Gehaltes: weil ich damit mein Leben in Gänze vorausbestimmt und nicht allein vorausbestimmt, sondern auch ausgefüllt wüßte;

was vieles Beruhigende, namentlich in schweren, unruhigen Tagen, mit sich brächte, aber eben die Beunruhigung und Sorge ausschaltet, die das Leben täglich für uns bereithält. Oft auch die Ratlosigkeit und kaum weniger die Trostlosigkeit. Es stimmt: *Der Jude weiß* Rat, und fast immer findet er auch Trost in seinem Gott und seiner *religio*.

Aber ich will beides nicht: weder vorbereiteten Rat noch Trost. Was mich anbetrifft, ich stelle mich den Zerrissenheiten, in welchen Welt und Gesellschaft heute leben - auch, übrigens, das Judentum, wenn man es von außerhalb des Gatters ansieht, mit dem es sich existenzsicher umgibt. Diese apostatische Haltung schulde ich schließlich auch meinem Beruf: Als Psychiater habe ich die Bedrängnisse zu teilen und bin gehalten, an den Ratlosigkeiten zu partizipieren, die von meinen Patientinnen und Patienten an mich herangetragen werden. Meine Geborgenheit im eigenen sicheren, durch alle Stürme gewiß bleibenden Welt- und Menschenbild würde, wenn ich sie in Gewißheit besäße, auf Unverständnis stoßen. Wie sehr so, das habe ich schmerzlich an einigen meiner Schülerinnen und Schüler erfahren, observanten Befolgern der Lehre, welche den Schritt heraus aus dieser nicht getan haben. Sie sind sehr oft gütig und zweifellos kompetent, stets hingebend und bemüht, aber sie scheuen die Konfrontation, die heilsame, und schalten diese durch hohe Medikamentendosen aus.

Diese Feststellung führt zu der zweiten Antwort auf die Schlußfrage: die außerpersönlich ausgerichtete Stellungnahme, die einen Hinweis einschließt und sich aus dem persönlichen Anteil des Problems - sachgerecht, wie ich meine - ergibt.

All das, was wir vom Wissen des Juden, auch von seinem Nichtwissen hier vorgelegt haben, ist gewachsen entweder aus einem naszierenden, sich selber suchenden Judentum heraus. Dies gilt, signifikant, aber nicht allein, für die Bibelstellen. Oder dann von einem Judentum, welches sich selber, seine Abgrenzungen und die Welt innerhalb dieser gegen eine Über-

macht wahr, welcher, oft war sie feindlich, nur durch Gewißeheiten begegnet werden konnte.

Nun aber hat sich das gewandelt. Der Jude ist heimgekehrt, und unvermittelt zeigt sich, all das, was der Jude weiß, ist der Soziologie des eigenen Staates nicht gewachsen. Diejenigen, welche ihre Gewißeheiten weiter unversehrt in sich tragen, müssen erfahren, mit ihnen kann man keinen Staat machen. Kein Rabbi im jüdischen Staat kann auf seinem Taschentuch dem Sturme trotzen. Er wird untergehen - oder wird, ganz entgegen seinem eigenen, wohlverwahrten Wissen, ins Polemisieren verfallen. Und damit seinem Wesen und Wissen untreu werden; und um so mehr, als er dieses in Reinheit hochzuhalten trachtet.

Heute ist dieses Wissen, ist die Gesittung, die daraus wächst, aus einer trotzig mutigen, redlichen Lebenshaltung zum polemisierenden Politikum verkommen. Wahrung der Heiligkeit heißt heute in Israel: Begünstigung einer Partei, und nicht der politisch verlässlichsten, sondern derer, die den Orthodoxen die größten finanziellen Zuwendungen verspricht. Dahin ist die einstmals wissende, witzige Lebenshaltung geraten. Weil sie schlechter geworden ist oder nur anders?

Nein, weil ihre Umwelt sich gewandelt hat. *Dies sollte der Jude wissen, aber er will es oft nicht wissen.* Nicht der getreue, der das Überkommene heilig und hoch hält, noch der von den Gehalten des Wissens gelöste, für den das Überlieferte in ein paar Sentimentalitäten, wie Sabbat- und Chanukkalichtern, oder Kulinaritäten - gefilte Fisch, Tscholent (der von Heine besungene) oder Mazzes - seine Existenz nur noch fristet, nicht mehr lebt.

Da ist eines gefordert, in solch einer Situation: eine Revitalisierung der Gesellschaft, aus welcher der Jude sein Wissen bezieht und in die er es einströmen läßt. Kein Liberalismus (der sich für Liberalität hält, aber nur einer gewissen saturierten Gesellschaft zu Diensten ist), noch ein steriler Konservatis-

mus, sondern ein gewitztes Dasein, welches den Bedrohungen des Staates Israel von außen und von innen mit neuem CHEJN und neuem SSECHEL begegnet. An solchem erneuertem Wissen könnte das Judentum wieder zu sich kommen. Mit Waffen allein geht es nicht, das ist bewiesen; mit Polemik auch nicht, wie ebenfalls bewiesen. Gehen könnte es mit Revitalisierung der alten jüdischen Streitkultur.

Mittlerweile scheint es - ja man darf es schon für bewiesen erachten -, daß das alte Wandervolk, von dem zu belegen ist, daß es nie, niemals allein in der Heimat wesentlich war, sondern immer durch Wanderung seine Identität bewahrt hat, auch in biblischen Zeiten, als es Kolonien befahren und gehalten hat, auch jetzt nicht allein, vielleicht nicht mal vorwiegend geistig, materiell und kulturell im eigenen Lande sein Wissen und Wesen wahrte. Wenn das so ist, dann muß aus dem alten, wie namentlich in den nachbiblischen Tagen, ein neues Wissen wachsen, trotzig, gewitzt, sicher seiner Werte.

Ob diese heutige Stunde einen Hinweis darauf gibt, daß das Judentum, mit seiner Umgebung zusammen, solches Wissen zu begründen vermag?

## HELGA SCHUCHARDT

### *Grußwort*

Meine Damen und Herren,

diese Veranstaltung erinnert mich daran, daß ich aufgrund meines Amtes an vielen Ereignissen teilnehmen kann, die mir ansonsten verschlossen wären. Ich bin deshalb besonders dankbar, hier sein zu können, weil ich solche Veranstaltungen für mich persönlich als eine große Bereicherung ansehe.

Als Michael Daxner vor einiger Zeit die Idee entwickelte, an der Universität Oldenburg Jüdische Studien einzurichten, bestand zunächst erhebliche Skepsis. Trotzdem hat das Niedersächsische Ministerium während der vier Jahre, in denen der Studiengang erarbeitet wurde, konstruktiv mitgearbeitet. Auf dem Weg hierher hat mich der zuständige Planungsreferent im MWK noch einmal daran erinnert, daß die VW-Stiftung, also eine der wichtigsten Wissenschaftsförderungseinrichtungen, um Unterstützung für eine Stiftungsprofessur gebeten wurde. Dort hat man gesagt, einen derartigen Studiengang könne man sich zwar in Göttingen vorstellen, aber doch nicht in Oldenburg. Und ich glaube, in den bisherigen Vorträgen ist zum Teil auch deutlich geworden, warum das so ist. Die VW-Stiftung hatte sich nun vorgestellt, daß allenfalls eine Stiftungsprofessur für ein Exotenfach bereitgestellt werden sollte, nicht aber für einen integralen Bestandteil eines gesellschaftswissenschaftlichen Studienganges.

In der heutigen Zeit ist auch die Wissenschaft gefordert, sich in der Öffentlichkeit darzustellen. Mehr noch, Wissenschaft ist ohne Öffentlichkeit gar nicht denkbar. Dabei reicht es nicht aus, diese Öffentlichkeit nur formal herzustellen, sondern sie



muß sich auch sprachlich und inhaltlich verständlich machen. Ich habe meine Zweifel, ob dieses allen Wissenschaftlern uneingeschränkt gelingt.

Der Studiengang Jüdische Studien ist für die Bundesrepublik Deutschland ein wichtiges Experiment. Unbefangen können wir allemal nicht sein. Die traditionellen und gesellschaftlichen Auswirkungen des Judentums sind lange Zeit ausgegrenzt worden. Damit ist sicherlich auch zum Teil das Verständnis unmöglich geworden. Es wird uns nicht gelingen zu rekonstruieren, was definitiv in unserem Land als jüdische Tradition verloren gegangen ist. Aber was wir durch staatliches Handeln erreichen müssen, ist, einen Neubeginn zu wagen; insofern ist dies hier ein wichtiger Schritt.

Vor wenigen Jahren konnten wir an der Musikhochschule Hannover das Europäische Zentrum für jüdische Musik eröffnen, und ich freue mich, daß der Leiter, Herr Izsák, heute hier ist. Dort haben wir festgestellt, daß man viele Zeugnisse, manches Verlorene glaubte doch wiederfinden kann. Dieses kann aber nur ein Zeichen für die Zukunft sein.

Ich habe gehört, daß dieser Studiengang inzwischen völlig ausgelastet ist. Ich hoffe, daß die Erwartungen, die die Studierenden damit verbinden, und diejenigen, die für die Realisierung gekämpft haben, erfüllt werden. Die Realisierung war doch mit einigen Schwierigkeiten verbunden, und ich danke allen, die uns unterstützt haben.

Denjenigen, die sich dieser Aufgabe hier an dieser Universität stellen, wünsche ich viel Freude an der Arbeit und möglichst viele neugierige, aufgeschlossene Studenten und Studentinnen.

## RABBINER BEA WYLER

### *Adresse zur Eröffnungsfeier*

#### **Rabbotai!**

Vor einigen Wochen berichtete die hiesige Nordwest-Zeitung unter der Rubrik „Auch das noch“ das Folgende:

„Nach Auswendiglernen begnadigt.

Weil sie vier lange Koransuren auswendig hersagen konnten, hat der Irak 6427 Häftlinge freigelassen. Die Häftlinge, die wegen Körperverletzung mit Todesfolge einsaßen, mußten sich einem richtigen Examen stellen. Auch an die Analphabeten unter den Gefängnisinsassen ist bei der neuen Regelung gedacht: Sie müssen nur kürzere und leichtere Koransuren aufsagen.“

Auch das noch? Auch das noch! Diese neue Regelung ist in der Tat wunderbar. Das Potential, das in der Meldung steckt, ist so großartig, daß ich bei der Lektüre vor Freude in die Hände geklatscht habe. Warum? Die Regelung, die in diesem Fall in der moslemischen Welt zur Anwendung kommt, nimmt Bezug auf eine Weisheit, die schon den Rabbinern der frühthalmidischen Zeit bekannt war, und somit im weitesten Sinne auch mit der Einrichtung von Jüdischen Studien an einer Nordwestdeutschen Universität zu tun hat.

In der Mischna Tractat Pea 1:1 lernen wir: *elu dewarim she-eyn lahem schi'ur: hapea vehabikurim vehareaion ugemilut chassadim vetalmud tora.* (Folgende Dinge haben kein gesetzliches Maß: Die Feldecke (für die Armen), die Erstlingsfrüch-

te, das Erscheinen im Tempel, das Ausüben von Wohltaten und das Forschen in der Tora.)

Das Babylonische Talmud Tractat Schabbat 127a bringt eine erweiterte Form: *elu dewarim sche-adam ochel perotehem ba'olam hase vehaqeren qajemet lo la'olam haba ve-elu hen: kevod aw va-em, ugemilut chassadim, vehaschkamat bet hamidrasch, schacharit ve'arawit, vehachnassat orchim, uvikur cholim, vehachnassat kala, ulevajat hamet, 'iun tefila, vehawaat schalom beyn adam lechavero - vetalmud tora jeneged kulan.*

(Von folgenden Dingen genießt der Mensch die Früchte in dieser Welt, und der vollkommene Lohn bleibt ihm aufbewahrt für die künftige Welt. Das sind sie: Ehrung von Vater und Mutter, das Ausüben von Wohltaten, das frühzeitige Erscheinen im Lehrhaus morgens und abends, die Bewirtung von Fremden, die Fürsorge für Kranke, die Ausstattung einer Braut, die Begleitung von Toten, die Andacht beim Gebet, das Frieden stiften zwischen Menschen - doch das Studium der Tora wiegt alle auf.)

Talmud Tora, das Forschen der Tora, das Studium der Tora, im weitesten Sinne also die fleißige Auseinandersetzung mit der Tradition ist so wichtig - gewichtig! - wie alle anderen miteinander. Wie kommt eine Tradition, die so stark auf das Tun ausgerichtet ist wie die jüdische, auf die Idee, das Lernen als gleichgewichtig wie alle guten Taten zusammen zu verstehen, und es damit allen anderen guten Taten voranzustellen?

Maimonides (12. Jh) erfaßt die Essenz der rabbinischen Diskussion, die im Talmud an verschiedenen Stellen geführt wird, wenn er es in der Mischne Tora folgendermaßen formuliert: *Mischne Tora, Hilchot Talmud Tora, Kap. 3 Hal. 3: eyn lecha mizwa bechol hamizwot kulan sche-hi schequla keneged talmud tora, ela talmud tora keneged kol hamizwot kulan sche-hatalmud mewi lidey ma'ase. lefichach hatalmud qodem lama'ase bechol maqom.* (Unter allen Geboten gibt es kein

Gebot, das Talmud Tora aufwiegen könnte. Vielmehr (wiegt) Talmud Tora alle (anderen) Gebote auf, denn Talmud Tora führt zur Tat. Deshalb kommt Talmud Tora vor der Tat - in jedem Fall.)

In der jüdischen Tradition kommt die Tat, die wohlgefällige, die gottgefällige, die gebotene, zuerst. Sie ist es, die den gütigen Willen Gottes, der der Schöpfung zugrunde liegt, verwirklicht. *assiat mizwa* - es ist die gebotenerfüllende Tat, die den Menschen zum Partner Gottes macht. Da der Mensch jedoch *lechatchila* - von Anfang an ungebildet ist, bedarf es der langdauernden Hinführung zur richtigen Form. Dies ist Bildung. Dies ist Ausbildung. Dies ist Schulung. Die Auseinandersetzung mit der Tradition führt zur richtigen Tat. Die Lehre ist das Instrument, das zum verantwortungsvollen Menschsein führt.

Dabei ist es möglicherweise - hoffentlich! - einerlei, ob die Bildung als religiöse oder „nur“ als wissenschaftliche Betätigung verstanden wird. Auf der einen Seite: Gefängnisinsassen werden resozialisiert, indem ihnen ein Stück der Lehre auf den Weg gegeben wird, die eben diese Gesellschaft definiert. Auf der anderen Seite: Eine Bildungsgesellschaft wie die deutsche unterhält Universitäten und andere Lehreinrichtungen, weil sie genauso, wenn auch aus anderen Motiven, versteht, daß Lernen zum richtigen Tun führt, führen muß.

Die Mischna Tractat Qidduschin 1:10 drückt das so aus: *kol sche-jeschno bamiqra uvamischna uvaderech erez - lo bimhera hu chote ... vechol sch-eyno lo gamiqra velo bamischna velo baderech erez - eyno min hajischuw*. (Wer in Schrift, Mischna und (anständiger) Lebensart bewandert ist, verfällt nicht so schnell der Sünde, ..., wer aber weder in Schrift, Mischna noch in (anständiger) Lebensart bewandert ist, gehört nicht zur Kulturwelt.)

Wie lange - und damit komme ich zum Schluß meiner Grußadresse und zum Text auf der Einladung zu dieser Feier - soll das Lernen dauern?

In Maimonides, Mischne Tora, Hilchot Talmud Tora, Kap.1, Hal. 10 ist zu lesen: *ad eymatai chajaw lilmod tora? ad jom moto. sche-neemar: „ufen jasssuru milewawecha kol jemey chajecha“*. *vechol seman sche-lo ja'asoq belimud - hu schocheach*. (Wie lange ist man verpflichtet Tora zu lernen? Bis zum Todestag, wie es geschrieben steht 'daß sie nicht von deinem Herzen abweichen, alle Tage deines Lebens'. Und alle zeit, in der man sich nicht mit Lernen beschäftigt, vergißt man.)

Ich beglückwünsche die Carl von Ossietzky Universität Oldenburg zur Einrichtung des Studienganges Jüdische Studien und erbitte Gottes Segen für gutes Gelingen.